Album.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben
von
J. L. Kober.

Vierzehnter Jahrgang.
Fünfzehnter Band.

Nürnberg.
I.

Prag, 1859.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

Nürnberg.

Culturhistorischer Roman

von

Louise Otto.

Erster Band.

Prag, 1859.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

Inhalt.

Nürnberg.

Erster Theil.

Erstes Capitel.

Der Wandergeselle.

An einem sonnenklaren Maientage des Jahres 1489 wanderte ein schlanker Jüngling auf der breiten Heerstraße, die von Westen nach Nürnberg führte, der ehrwürdigen Reichsstadt zu. Schon waren ihm viele Menschen begegnet zu Fuß wie zu Roß und hoch mit Kaufmannsgütern beladene Wagen, umgeben von zahlreichem Geleit, denn ohne solches wagte Niemand die Waaren zu versenden, die so noch oft genug in die Hände der rohen Raubritter fielen, die ihr Wesen gerade am Aergsten von ihren düstern Burgen herab in der Nähe der freien Reichsstadt trieben, deren Reichthum sie beneideten, deren Bürgerstolz sie haßten und deren Bürgern sie schon darum gern einen Verlust und Schaden zufügten, weil diese selbst oft genug den hohlen Glanz des Ritterthums verdunkelten, und wo es in ihrer Macht war, sich nicht

scheuten seine Angehörigen, die sie eines Frevels überführen und habhaft werden konnten, nach ihren strengen Gesetzen zu strafen und zu richten.

Schon an diesem belebten Verkehr hätte der Jüngling erkennen müssen, daß er dem Ziel seiner weiten Wanderschaft sich endlich näherte — aber als er jetzt aus dem gewaltigen Reichsforste trat, durch den sein Weg zuletzt geführt: da lag sie vor ihm, die große, sich weit ausbreitende Stadt, in der doch ein Giebel dicht an den andern gedrängt den Nachbar zu überragen strebte, indeß zahlreiche Thürme miteinander wetteiferten den Himmel zu begrüßen und in kunstvollen Formen sich von ihm abzuzeichnen. Höher darüber thronte die Veste, die vor etwa fünfzig Jahren neu erbaut worden war von den Bürgern Nürnbergs, nachdem sie Ludwig der Bärtige von Baiern 1420 niedergebrannt und Markgraf Friedrich von Brandenburg sie sammt allen Rechten einige Jahre später an die Stadt Nürnberg verkauft hatte. Da und dort blinkten die grünen Wellen der Peynitz, welche die Stadt durchströmt und in zwei Hälften schneidet: die Lorenzer und die Sebalder Seite, so genannt nach ihren Kirchen, den herrlichsten Denkmalen gothischer Baukunst. Da und dort, besonders aus den Vorstädten steigt düsterer Rauch auf, der kommt aus den gewaltigen Schornsteinen der zahlreichen Gießhütten, in denen die Kunst

und das Handwerk zugleich arbeiten im innigsten Verein, um nützliche Geräthe zu schaffen für den Hausgebrauch und vollendete Werke monumentaler Kunst zur Ehre Gottes für die erhabenen Tempel, in denen alle Künste sich vereinigen dem Herrn zu dienen und alles Volk ihm zuzuführen.

Auf einer kleinen Anhöhe hat der Wanderer sich niedergelassen, und indessen er die Stadt betrachtet, in die seine Sendung lautet, und ihm das Herz groß und weit wird bei ihrem Anblick und dem Gedanken, daß er da drinnen Brüder seiner Zunft und Kunstgenossen finden wird, in deren Mitte eine reiche Zukunft voll begeisternder Thätigkeit ihn erwartet, können wir ihn selbst betrachten.

Er ist lang und schlank und von edlem Wuchse, sein Gesicht glatt und fein, nur jetzt etwas von der Frühlingssonne auf langer Wanderschaft gebräunt, unter der edelgebauten Stirn scheinen hohe Gedanken zu wohnen, und noch mehr leuchtet aus den tief dunklen Augen das Feuer echter Begeisterung. Das üppige braune Haar, halblang in der Mitte gescheitelt und rundum glatt geschnitten, bedeckt ein kleiner runder Strohhut. Uiber den enganliegenden Beinkleidern von bräunlichem Leder trägt er eine Art kurze Blouse von rothbrauner Farbe, am schwarzen Ledergürtel hängt ein kurzes breites Schwert

und um die Schultern am festen Riemen ein lederner Sack. Die kurzen Stiefeln von ungeschwärztem Leder bezeugen in ihrem abgerissenen Zustand auch die Weite des Weges, den sie zurückgelegt.

Nachdem er das letzte Stück Brod, das er in dem Sack gefunden, der seine ganze Habe enthielt, verzehrt, ging er auf's Neue mit rüstigen Schritten auf die Stadt zu und betrat sie bald durch ein langes düsteres Thor. Er wußte nirgend Bescheid und bog ohne Weiteres in eine enge Gasse ein, die ihn in der Richtung des Kirchthurms zu führen schien, den er sich von Weitem als sein Wanderziel ausersehen. Aber bald verschwand ihm dieser vor den höher aufsteigenden nahen Giebeln, die in den engen, oft krummlinigen Straßen seinen Blick beschränkten, und er ging durch dieselben ohne Plan und Ziel, nur gelockt von der Neuheit des Anblickes, der sich ihm bot, der Bewunderung und Freude, die ihn erfüllten.

Der Wanderer kam von Straßburg und hatte am Rhein und in Franken, das er jetzt durchzogen, wohl manchen stattlichen Bau und manche aufblühende Stadt gesehen; auch war ihm wohl das Sprüchlein bekannt, demnach kein Fürst so schön wohne wie die Fugger zu Augsburg und die Tucher zu Nürnberg: aber Alles, was er hier sah, übertraf doch seine Erwartungen. Hohe, oft

fünfstöckige jedoch schmale und tiefe Häuser kehrten die Giebelseite der Straße zu, so zwar, daß die verschiedenen Geschoße sich treppenartig übereinander thürmten und von der Straße aus den Ausblick nach oben beschränkten. Viele Fenster, meist hoch und weit, oft oben in Bogen gewölbt, schmückten die Häuser, symmetrisch und doch mannigfaltig vertheilt. Zuweilen vereinigten sich zwei oder drei Fensterfelder zu einem vorspringenden Chörlein, das schöne Wappenschilder von zierlicher Steinmetzarbeit schmückten. Wie der Giebel war meist auch die obere Gruppe der Fenster pyramidalisch angeordnet und der Giebel selbst treppenförmig ausgeschnitten, an manchen Häusern auch die einzelnen Stufen mit aufstrebenden Steinverzierungen gekrönt. Uiber den weiten Eingang der Häuser stieg häufig ein kunstgerechter Spitzbogen empor mit steinernem Laubwerk umwunden, oder zeigten sich buntgemalte Wappenschilder oder Zunftzeichen. Und wo ein Haus eine Straßenecke bildete, da fehlte selten an der scharfen Ecke ein vorspringender Wegstein mit einem steinernen oder ehernen Standbild; bald war es ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln, bald ein Ritter mit geschwungenem Speer oder ein Lindwurm. Wo ein weiterer Platz sich zeigte, da stand inmitten gewiß ein Brunnen mit schönen Statuen oder feinem Gitter darum, oder war irgend ein künstliches Druckwerk daran, daß wie von selbst das

Wasser heraus und gen Himmel sprang, an der Erde im weiten Steinbecken sich sammelnd.

Hatte der neue Ankömmling auch schon da und dort gleich schöne Bauwerke und Steinmetzarbeiten gesehen, noch nirgend war es ihm vorgekommen, daß sie so dicht zusammen sich drängten, so gleichsam den Bedürfnissen des täglichen Lebens dienten, zu ihnen zu gehören schienen. Und welch' ein wogendes Leben war das auch, das sich dazwischen bewegte! Auf Wagen oder Schleifen wurden Waarenballen von geschäftigen Händen aufgethürmt zu weiterer Versendung, oder abgeladen und in die weiten Hofräume der Häuser geschafft. Uiberall waren die Erdgeschoße Werkstätten, aus denen ein munter bewegtes Leben voll rüstiger Arbeit klang, oder Kaufläden, an deren Fenstern kunstvolle Geräthschaften oft von Gold und Silber blitzten, so daß unser Fremdling schon bei sich selbst eine solche Gasse die Goldschmiedsgasse nannte, noch ehe er wußte, daß sie wirklich diesen Namen führte. Zwischen den geschäftigen Arbeitern, die aus den Werkstätten ab und zu gingen, schritten stattliche Herren, die zum Rath gingen, manche in Pelz- und Sammt gekleidet, gleich als ob sie Edelleute wären, indeß sie doch nur bürgerlicher Herkunft, aber den geachtetsten Geschlechtern Nürnbergs angehörend, hatten sie urkundlich selbst vom Kaiser die Erlaubniß zu solch reicher Tracht erhalten, die

sonst allein dem Adel zukam. Daneben gingen gleich reich gekleidete Frauen, die nicht nur mit den Schleppen ihrer seidenen Damastkleider, sondern auch mit ihren weiten hängenden Aermeln die Straße fegten, dem Rath zum Trotz, der schon einmal eine Verordnung wider die Länge solcher Aermel erlassen. Aber neben dem Stolz, der wie aus der Kleidung auch aus der Haltung dieser Frauen sprach, lag auch etwas so Ehrbares und Züchtiges in ihrem Auftreten, das allen Begegnenden Achtung einflößte und die sie erblickenden Männer, mochten sie dem weltlichen oder geistlichen Stande angehören, nöthigte mit höflichen Grüßen an ihnen vorüberzugehen. Und auch unter den einfacher gekleideten Bürgermädchen, von denen manches den schönen Fremdling mit schelmischen Augen neugierig musterte, gab es liebliche Erscheinungen, an denen Alles nett und sauber war, von dem goldgestickten Riegelhäubchen herab bis zum Schuh, der bis an den Knöchel reichte. Wenn sie das Wasser schöpften, am Brunnen sich neigten und dann das Gefäß zum Kopf mit den bloßen Armen emporhoben, so war so viel Grazie in diesen Bewegungen als Würde bei dem stolzen Auftreten jener Patrizierinnen.

All' dies Leben und Treiben voll Anmuth und Schönheit der Häuser wie ihrer Bewohner war wohl geeignet den Fremden zu fesseln und gleichsam zu über-

täuben, daß er ziel- und planlos durch dasselbe schritt, bis er plötzlich sich am Fuße der Veste gewahrend sich doch besann, daß er hier unmöglich auf dem rechten Wege sein könne, und daß es Zeit werde nun einmal danach zu fragen.

Er befand sich eben in einer im Augenblick ziemlich menschenleeren Gasse, als an einem der Häuser eine Thür sich öffnete und ein junger Bursche daraus hervortrat; hinter ihm hörte man polternde Stimmen und vernahm zuletzt die Worte:

„Und somit lass' es dir gesagt sein, halte dich dazu, Albrecht, und verträumere die Zeit nicht, wie es deine Art ist!"

Dem knabenhaften Jüngling, dem diese Worte mit rauhem Tone ausgesprochen galten, schoß das Blut in's seine blasse Gesicht und in die klaren schwärmerischen Augen trat etwas wie eine Thräne. Er schüttelte die langen braunen Locken zurück, die so üppig fast wie Löwenmähnen auf seine Schultern niederfloßen, hob einen Topf mit grüner Farbe darauf, indeß er in der andern Hand Pinsel und Richtscheit trug. Diese Hände, zumal die auf das Haupt emporgehaltene, erschienen so weiß, klein und durchsichtig, als wären sie von Alabaster künstlerisch gemeißelt. Die Gestalt war fast klein und schwächlich, aber es lag etwas freudig Selbstbewußtes in ihrer

Haltung und sprach von der edlen Stirn trotz der Thräne des Unmuthes im Auge und dem Roth der Scham auf den Wangen, daß der Fremde unwillkürlich davon angezogen ward und gerade ihn sich ausersah nach dem Wege zu fragen.

„Gott grüße Euch!“ rief er ihm zu; „wie es scheint, seid Ihr hier zu Hause und könnt mich berichten: wie heißt hier diese Gasse?“

„Unter der Veste,“ antwortete Albrecht bescheiden den Gruß erwiedernd.

„Da bin ich wohl weit von meinem Ziel?“ antwortete der Wanderer mit etwas fremdartigem Idiom, „ich bin an die Bauhütte der freien Steinmetzzunft von Nürnberg gewiesen.“

„Da habt Ihr freilich dahin noch durch manche Straße und manches Gäßlein zu gehen,“ antwortete Albrecht, „und da Ihr fremd hier zu sein scheint, werdet Ihr Euch schwerlich zurecht finden. Ein Stücklein Wegs aber kann ich Euch jedenfalls geleiten und ich bitt' Euch mir zu folgen. Und welche Hütte suchet Ihr wohl? Die große steinerne Bauhütte zu St. Sebald, welche die Baubrüder aufgeschlagen haben, da sie die schöne Sebaldskirche bauten, steht noch dem Rathhaus gegenüber, und bis dahin haben wir nicht weit; wollt Ihr aber in die Bauhütte bei der St. Lorenzkirche, darinnen wieder fleißig

gearbeitet wird, weil ein hoher Chor und eine neue Kapelle zum schönen Bau hinzu gestiftet worden, so müssen wir auf die Lorenzer Seite über die steinerne Brücke hinüber."

„Ihr seid hier wohl bewandert, junger Freund," antwortete der Fremde, „es ist die Bauhütte von St. Lorenz, in die ich gesandt bin; aber wiewohl mir Euer Geleit gar willkommen ist, so will ich Euch doch nicht veranlassen um des willen einen Umweg zu machen, da Ihr wohl keine Zeit zu verlieren habt —"

Albrecht erröthete, weil er aus diesen Worten schloß, daß der Fremde die scheltenden Worte, mit denen er vorhin entlassen worden, und wohl gar die Schimpfreden, die vorhergegangen, könne gehört haben. Er unterbrach ihn daher schnell, indem er antwortete: „Mein Weg führt mich auch in diese Gegend. Mein Meister ist gut und wacker, und gerade weil ich an ihm einen nachsichtigen Herrn habe, kann ich's nur seinen rohen Knechten nicht zu Dank machen."

„Und wer ist Euer Meister?" fragte der Fremde.

„Der Maler Michael Wohlgemuth," antwortete Albrecht; „vielleicht habt Ihr von ihm gehört, denn sein Name klingt wohl weit in das Reich hinaus, da von vielen entfernten Orten Bestellungen an ihn kommen."

„Ei freilich kenn' ich seinen Namen und habe schon

manch' ein schönes Gemälde in glänzenden Farben auf Goldgrund von ihm gesehen. Hätte ich gewußt, daß es seine Werkstatt war, aus der Ihr tratet, so würde ich der Lust nicht haben widerstehen können mich drinnen umzusehen," erklärte der Wanderer.

„Wenn Ihr hier bleibt," antwortete der Lehrling des Malers, „so findet Ihr Euch schon ein andermal wieder in Michael Wohlgemuth's Werkstatt „unter der Veste", und es wird mich freuen Euch wieder zu sehen und dem Meister zuzuführen, dessen Verehrer Ihr seid!"

„Ihr wollt also wohl auch ein Maler werden?" sagte der Fremde.

„Ich hoffe es zu Gott," antwortete Albrecht, „da er mir einmal diesen Drang gegeben, der mir keine Ruhe ließ, obwohl ich mich meinem Vater zu lieb erst dessen eigenem Handwerk widmen wollte."

„Und wer ist Euer Vater?" fragte der Andere, in dem der etwa siebzehnjährige Jüngling immer größere Theilnahme erregte.

Dieser antwortete: „Der Goldschmied Dürer. Ich hatte immer die meiste Freude daran ihm die Risse und Zeichnungen zu machen zu seinen Werken und viel lieber zu zeichnen als zu hämmern und zu gießen. Da er es aber nicht anders wollte, dacht' ich, ich könne meine Neigung bezwingen, und gab mir alle Mühe in seiner Werk-

statt. Aber zuweilen kam es mir hart an und ich grämte mich schier, daß ich darauf verzichten sollte, ein Maler zu werden. Da bat auch die Mutter den Vater für mich, und er that mich zum Meister Wohlgemuth in die Lehre — und nun hab' ich die doppelte Pflicht etwas Rechtes zu lernen und ein rechter Maler zu werden, einmal weil mir's im Innern eine Stimme immer gesagt, daß für mich kein Heil ist außer bei dieser Kunst, und dann weil es meinem Vater hart angekommen, mich aus seiner Werkstatt und in die fremde Lehre zu thun. Solches sag' ich mir täglich, und werde nicht müde zu beten und zu arbeiten, damit es mir gelinge!"

„Dann wird es Euch gelingen!" rief der Fremde und legte seine Hand liebreich auf die Schultern des jüngeren Begleiters. „Getragen von echter Begeisterung für die Kunst wachsen uns selbst die Flügel, die uns emportragen in ihr göttliches Reich. Wie Euch zur Malerei, so drängte mich's zur Baukunst, und Nichts wäre im Stande gewesen mich Ihr zu entziehen. Nicht wie Euch einem Handwerk, dem Priesterstande wollte man mich weihen, aber mich drängte es zum Hohenpriesterthum der Kunst, und ich denk' ihr zu opfern mit reinen und fleißigen Händen. Gottesdienst ist die Kunst, und selig ist es ihr zu dienen in rechter Treue, und wenn es sein muß, sich ihr zu opfern!"

„Amen!“ sagte Albrecht Dürer; „Ihr sprecht mir aus der Seele und es klingt fast so schön, als hört' ich meinen Freund Willibald. Aber ich darf nicht länger mit Euch plaudern. Hier an der Brücke bin ich am Ziel, und Ihr seid es bald, Ihr braucht nur über sie zu gehen, dann der geraden Straße zu folgen, dann führt Euch links die dritte Gasse an Euer Ziel. Seht hier die Brücke: sie ist kunstvoll gebaut in einem einzigen Bogen nach dem Muster der Rialtobrücke in Venedig — ich kann nicht hinübergehen, ohne zu wünschen, auch einmal nach Venedig selbst zu kommen. Waret Ihr schon dort?“

„Noch nicht,“ antwortete der Fremde, „aber wir werden es schon beide einmal sehen. Doch vorerst muß man sich umsehen im deutschen Land, deutsche Art und Kunst kennen lernen und bei deutschen Meistern arbeiten, ehe man in's Ausland geht. Da muß man erst fest sein in heimischer Kunst, damit die fremde sie wohl läutere, aber nicht verderbe und verdränge. Und nun habt Dank, wenn wir jetzt scheiden müssen, vielleicht such' ich Euch bald heim in Meister Wohlgemuth's Werkstatt unter der Veste, bis dahin vergeßt den Steinmetzgesellen Ulrich aus Straßburg nicht!“

Um einzuschlagen in die dargebotene Hand, legte Albrecht Pinsel und Richtscheit aus seiner Hand auf einen

der vorspringenden kleinen Steinsitze an der schön geschnörkelten Hausthür, vor der er stand, und sagte:

„Da drinnen im Haus des Rathsherrn Muffel gibt's Treppengeländer anzustreichen — da gehört freilich keine Kunst dazu, noch gibt's etwas dabei zu lernen, aber der Meister meint, dergleichen bringe ihm mehr ein als die künstlichen Gemälde, weshalb er solche Arbeit niemals von der Hand weis't. Seine Knechte aber denken mich zu demüthigen, wenn sie mich so in die Häuser der Vornehmen schicken mit gemeiner Arbeit, da ich lieber in der Werkstatt säße und conterfeite. Aber ich denke, es muß Alles geschehen der Kunst zu Nutz, und thue es willig. Und nun Gott zum Gruß!"

„Gott zum Gruß, wackerer Jünger der Kunst!" sagte Ulrich; „mir sei es ein gutes Zeichen, daß gerade ein solcher der erste Nürnberger war, mit dem ich in dieser edlen Reichsstadt das erste Wort gewechselt, das viele gegeben!"

Ulrich schritt über die Brücke und hatte nicht mehr weit zu gehen, da stand er vor der Bauhütte zu St. Lorenz, über deren Eingang das Wappen der freien Steinmetzzunft zu Nürnberg prangte: zwei goldene Hämmer inmitten eines himmelblauen Feldes, zur linken Seite ein Cirkel, zur rechten ein Winkelmaaß. Daneben ragte die prachtvolle Lorenzkirche; die geöffneten Thüren und

ein aufsteigendes Gerüst an der einen Seite zeigte an, daß man auf's Neue an ihrer Verschönerung arbeitete und neben dem ersten ein zweiter Thurm seiner Vollendung entgegen wuchs. Aus der Bauhütte klang es von emsigen Meißeln und Feilen fleißiger Steinmetzen.

Ulrich näherte sich der Thür und schlug dreimal daran mit seinem Schwert.

Alsbald öffnete sich dieselbe und ein Mann in mittleren Jahren trat heraus. In seinen langen braunen Bart mischte sich das erste Grau und tiefe Linien liefen über seine hohe Stirn. Er trug eine kurze Blouse ohne Aermel, da er zur Arbeit das kurze Obergewand ausgezogen und mit einer Lederschürze vertauscht hatte. Seine grauen Lederbeinkleider reichten bis zu den Stiefeln von ungeschwärztem Leder. Um die Hüften hatte er einen breiten Gürtel, an dem allerlei Werkzeuge hingen. Er musterte den Anklopfenden mit einem prüfenden Blick, reichte ihm die Hand, nickte befriedigt zu der Art seines Händedruckes, und indem er sein Ohr dem Munde des Fremden näherte, sagte er:

„Gebt das Paßwort."

Ulrich flüsterte es ihm leise in's Ohr.

Darauf nickte der Werkmeister zustimmend, denn das war der Herausgetretene, nahm den Gesellen an der Hand und führte ihn mit sich in die Hütte, in welche

jedem Profanen zu treten verboten war, und die nur dem sich öffnete, der das Paßwort der freien Maurer zu geben vermochte.

Ulrich trat ein und grüßte nach der Sitte aller Wandergesellen, die eine fremde Bauhütte betraten: „Gott grüße Euch! Gott weihe Euch! Gott lohne Euch! Euch Obermeister Erwiederung, Gruß Euch Pallirer und Euch hübschen Gesellen!“

„Gott grüße Euch!“ antwortete der Werkmeister, „seid uns willkommen im Namen der freien Steinmetzzunft zu Nürnberg!“ und reichte ihm noch einmal die Hand.

Dann trat der Pallirer zu ihm, der dem Werkmeister als Vorgesetzter der Gesellen und Lehrlinge zur Seite stand. Hatte der Werkmeister für die Arbeitvertheilung an die Einzelnen und das Material zu sorgen, so war es das Amt des Pallirers, wie auch sein Titel ausdrückte, vorzüglich die Verschönerung der Arbeit zu berücksichtigen. Außerdem hatte Jeder von beiden noch besondere Obliegenheiten, wie der Beruf sie mit sich brachte. Der Pallirer Andreas, welchen Ulrich begrüßte, war dem Werkmeister ähnlich gekleidet, aber an Jahren jünger als dieser, groß und breitschultrig, eine stämmige fast athletische Gestalt. Sein Gesicht war wettergebräunt

und rabenschwarzes Haar fiel in glatten Strähnen nach hinten zurück. Er reichte dem Ankömmling die Hand und sagte auch: „Gott grüße Euch, wie wir Euch danken für Euren Gruß."

Die Gesellen und Lehrlinge alle, die ringsum arbeiteten und, seit Ulrich eingetreten war, schon aufgehört hatten durch Meißeln und Feilen Geräusch zu machen, legten nun alle ihr Werkzeug hin, und Einer ging nach dem Andern auf Ulrich zu, ihn mit Gruß und Handschlag willkommen zu heißen. Dann hielt dieser dem Werkmeister seinen Hut umgekehrt hin und sagte:

„Nun bitte ich um eine Gabe, dann um ein Stück Stein, dann um Werkzeug! Damit helfet mir auf, daß Euch Gott auch helfe."

Darauf legte der Werkmeister, der den Lohn zu zahlen hatte, Geld in den Hut, nicht als ein Almosen, sondern als einen Vorlohn, und fragte Ulrich nach seinen Zeugnissen.

„Gott danke dem Meister und Pallirer und den ehrbaren Gesellen!" antwortete Ulrich dankend, öffnete seine Ledertasche und holte ein großes gelblich schimmerndes Papier hervor. Darauf stand mit zierlichen Buchstaben geschrieben, daß der Steinmetzgeselle Ulrich Wüll von ehrlicher Geburt sei und als Oblate im Kloster der Benediktiner erzogen; daß er mit fünfzehn Jahren sich in

der Bauhütte zu Straßburg als Lehrling gemeldet und darin aufgenommen worden; daß er vier Jahre als Lehrling gelernt und sich brav gehalten, darauf die Prüfung als Geselle bestanden in vorzüglicher Weise; daß er wohl erfahren sei in der geweiheten Lehre des Albertus Magnus, vertraut und geschickt in der Führung des Winkelmaaßes und Richtscheites, und daß man allerlei schöne und zierliche Arbeit ihm anvertrauen könne. Und so war seiner Brauchbarkeit und Sittlichkeit das beste Zeugniß gegeben. Versehen war diese Schrift mit dem großen Siegel der Hauptbauhütte zu Straßburg, das diese Umschrift hatte und inmitten eine Mutter Gottes, auf den Feldern zur Seite Cirkel und Richtscheit.

Der Werkmeister erkannte die Echtheit dieses Dokumentes. Alsbald wies er Ulrich einen unbehauenen Stein an, reichte ihm das Werkzeug und hieß ihn daran ein Probestück ablegen.

Ulrich wälzte sich den schon winkelrecht behauenen Stein zurecht und begann daran mit dem Cirkel, Winkelmaaß und Richtscheit zu messen, und ohne sich eines Maaßbrettes zu bedienen, das Profil aufzureißen nach dem Grundsatz des Achtortes, der bei dem Kirchenbau im Großen wie im Kleinen galt. Der Pallirer sah ihn dabei aufmerksam zu, und mancher von den zehn Gesellen und fünf Lehrlingen, die in der Hütte arbeiteten und ihre

vorige Beschäftigung wieder aufgenommen hatten, schielten von der eigenen Arbeit neugierig zu der des neuangekommenen Baubruders hinüber, und bewunderten ihn schon, weil er das Maaßbrett verschmähte. Einer der Gesellen schob ihm sogar das seinige zu, weil er meinte, Ulrich habe nur keines erhalten.

Dieser aber zeigte auf das, welches zu seiner Seite lag, dankte dem Gesellen und sagte: „Wenn ich hier mitarbeite den Bau zu fördern, werde ich auch das Maaßbrett zur Hand nehmen und danach arbeiten, weil dadurch Zeit und Mühe erspart wird; aber wenn ich ein Probestück ablegen soll, so muß ich zeigen, daß ich mich auf den Grundsatz des Achtortes selbst verstehe und daß ich ein Maaßbrett in meinem Kopfe trage.“

Der Pallirer nickte beifällig aber schweigend dem lächelnd aufhorchenden Werkmeister zu. Alle Gesellen arbeiteten schweigend weiter, aber der, welcher seinen Platz neben Ulrich hatte, verwendete fast kein Auge von ihm, so weit als die eigene Arbeit es zuließ.

Diesen Steinmetzgessellen nannten Alle den blonden Bruder Hieronymus zum Unterschied von andern dieses Namens, denn er fiel überall auf durch sein üppiges goldglänzendes Haar. Seine Augen waren blau und sanft, aber es lag doch ein Ausdruck von Energie in seinen Zügen, die weder schön noch regelmäßig waren,

aber doch das Gepräge geistigen Adels trugen. Er gehörte mit unter die jüngeren Gesellen, obwohl er einige Jahre mehr zählen mochte als Ulrich.

Etwa eine Stunde mochte verflossen sein seit dessen Ankunft, als das Mittagsglöckchen läutete. Bei seinem ersten Klange legten Alle in der Hütte die Arbeit weg und standen mit gefalltenen Händen schweigend da. indeß der Werkmeister ein kurzes Gebet sprach. Nach dessen Vollendung, als Alle sich anschickten die Hütte zu verlassen, sagte er zu Ulrich:

„Ihr scheint ein guter und geschickter Arbeiter zu sein und Eure Zeugnisse lauten günstig. Heute werdet Ihr müde sein von der Reise, da mögt Ihr der Ruhe pflegen und Euch Quartier suchen; aber morgen um fünf Uhr, wenn sie Morgen läuten von der St. Lorenzkirche, da seid in der Hütte zum Frühgebet und zur Arbeit, da wird Euch auch der Hüttenmeister empfangen."

Ulrich dankte und trat aus der Hütte. Draußen aber faßte ihn der blonde Hieronymus unter dem Arm und sagte: „Quartier brauchst Du Dir nicht zu suchen, Bruder Ulrich, das findest du bei mir, wir können die Mahlzeit und das Lager theilen."

„Vergelt' es Dir Gott, Bruder Hieronymus!" sagte Ulrich, denn er hatte vorhin den Namen des Steinmetzen schon gehört und gemerkt, weil sein Träger ihm

auch gefiel. „Der große Aeneas Sylvius scheint recht zu haben, der Nürnberg eine feine Stadt nennt voll wohlerzogener und gastfreier Leute.“

„Das ist wohl nur gut nürnbergisch,“ antwortete Hieronymus, „und ich bin selbst ein Nürnberger Kind, aber Baubrüder, mein' ich, sollen in allen Stücken auch Brüder sein und miteinander arbeiten und streben in wie außer den Hütten.“

„Ich denke auch so,“ antwortete Ulrich, „und will's Gott, so soll es Dich nicht gereuen, daß Du mir zuerst also freundlich begegnest.“

„Meine Wohnung ist nicht weit von hier,“ sagte Hieronymus, „in einem Seitengäßlein von St. Katharinen.“

Bald war sie erreicht, und die Baubrüder traten in ein kleines Haus, in dem sich unten die Werkstatt eines Formenschneiders und Rädleinmachers des Meister Sebald befand. Oben an der Stiege aber wartete ein altes Mütterlein, bot den Einkehrenden fröhlichen Gruß und eilte das Mittagsessen für sie aufzutragen.

„Es langt schon für Zwei!“ rief sie wohlmeinend dem fremden Gast entgegen.

Zweites Capitel.

Nürnbergs Geschlechter.

Es war ein stattliches aber etwas düsteres Haus, in das Albrecht Dürer mit Farbentopf und Pinsel im Dienst des Meisters Michael Wohlgemuth gesandt worden war. Im Erdgeschoß befand sich ein Comptoir mit kleinen Fenstern hinter vorspringenden, aber künstlich gearbeiteten Eisengittern, welche diesen Räumen ein gefängnißartiges Ansehen gaben. Darin saß und arbeitete mit seinen Gehülfen Herr Gabriel Muffel, der Chef eines großen Handelsgeschäftes und Genannter des großen Rathes, wie denn seine Familie von Alters her zu den edelsten rathsfähigen Geschlechtern von Nürnberg gehörte.

Die übrigen Räume des Erdgeschoßes dienten zu großen Waarenlagern, die ihre Vorräthe auch in die geräumige Hausflur und den Hofraum erstreckten, der durch ein Hintergebäude geschlossen war. Aufseher und Auflader

waren hier gleicherweise mit Verzeichnen, Schnüren und Aufpacken der Waaren viel beschäftigt, und Niemand achtete auf den jungen Burschen, der sich seinen Weg durch die Vorräthe bahnte und mit elastischen Schritten die Stiege hinaufsprang, denn seine Sendung lautete in das erste Stockwerk.

Wie lebhaft es unten zugegangen, hier war es sehr still, und Albrecht wußte nicht, sollt' er diese stille Einsamkeit ehren durch leises Auftreten und lautloses Spähen, oder sollt' er, um sich bemerkbar zu machen, sie durch irgend einen Laut unterbrechen. Er stand in einem Vorsaal mit dunkel gemalten Wänden und mehreren hohen Flügelthüren von schwerem Eichenholz mit kunstvollem Schnitzwerk und goldenen Leisten geschmückt; eben so zierte schöngeschnißtes Getäfel die Decke und der Fußboden zeigte nach venetianischer Art ein buntes Mosaik; er war mit Gyps übergossen und da hinein bunte Steinchen eingedrückt, die oben glatt geschliffen waren und schön geölt glänzten, als wären es köstliche Edelsteine. Außer der Stiege, die er heraufgekommen, zogen sich von hier aus noch andere kleine hölzerne Wendeltreppen mit zierlichen Geländern hinab und hinauf, den häuslichen Verkehr zu erleichtern.

Nachdem Albrecht nach allen Seiten vergeblich gespäht und gewartet, ob nicht Jemand kommen möchte, dachte er an Wohlgemuth's Knechte, die ihn wieder roh

empfangen und anlassen würden, wenn er länger bliebe, als sie die Dauer der Arbeit berechneten, und daß er schon an der Seite des fremden Wandergesellen mehr Zeit zu dem Weg gebraucht, als der Fall gewesen sein würde, wenn er ihn allein mit seinen gewohnten geflügelten Schritten zurückgelegt. Darum faßte er sich ein Herz und pochte an die eine Thür, und da dies ohne Erfolg blieb, an eine zweite. Da auch hier Niemand antwortete, ihm aber gleichwohl war, als habe er dahinter seufzen hören, öffnete er dieselbe leise und schaute in ein schmales, aber tiefes Gemach, an dessen Fenster eine weibliche Gestalt an einem eichenen Pulte saß und schrieb.

Albrecht stand eine Weile betroffen still. Das Gemach selbst erschien wie ein Museum der Kunst. Der Fußboden war mit kostbaren Teppichen bedeckt, auch die Tapeten an den Wänden waren von gleichen Mustern kunstreich gewirkt, die schöngeschnitzten Sessel mit gelbem Sammt überzogen und die meisten Tische hatten marmorne Platten. Darauf standen allerlei zierliche Geräthschaften für den Hausgebrauch, aber alle von funkelndem Silber und Gold. Große Spiegel von venetianischem Glas wetteiferten in Glanz mit ihren goldenen Rahmen und mehrere Heiligenbilder mit bunten Farben auf Goldgrund gemalt hingen dazwischen. Das schönste Bild aber des Zimmers war seine Bewohnerin.

So ohngefähr hätte Albrecht die Madonna malen mögen. Sie war von mittelgroßer Gestalt, feinem Wuchs und zartgerundeten Formen. Röthlich blonde Locken umflutheten von der edlen Stirn herab bis zum blendendweißen Nacken das edle Antlitz, hinten hielt sie mit zwei dicken Zöpfen vereinigt ein silberner Pfeil zusammen. Der ganze Schmelz reiner Jungfräulichkeit verschönte das blendende Weiß und das zarte Roth ihres Antlitzes. Aber die blauen Augen schimmerten von Thränen und schwere Seufzer hoben ihren Busen. Sie trug ein Kleid von dunkelrothem wollenen Damast mit Puffenärmeln und einem viereckig ausgeschnittenen Schneppenleibchen. Daran hing eine kleine goldgestickte Tasche und ein Schlüsselbund an stählerner, kunstreich gearbeiteter Kette, zwei Reihen heller Bernsteinperlen umspielten den Hals.

Sie hörte nicht, daß Jemand die Thür geöffnet hatte, aber sie fühlte, daß die Strahlen fremder Blicke sie berührten, erschrocken schob sie die Papiere zusammen, unter denen sie geschrieben, und wendete sich nun erst zu dem Eintretenden um.

„Verzeiht, edle Jungfrau, wenn ich Euch störe," sagte Albrecht, „aber ich bin hierher beschieden ein Geländer anzustreichen, und fand Niemanden mir meine Arbeit anzuweisen."

Ursula Muffel — denn die Jungfrau war die einzige

Tochter des Hauses — erhob sich und sagte: „Kommt Ihr vom Meister Wohlgemuth, so will ich selbst mit Euch gehen.“

Albrecht bejahte, und während Ursula einen Blick in den Spiegel warf, mit dem angehauchten Taschentuch über die verweinten Augen fuhr und ein kleinzusammengefaltetes Papier in ihrem Kleid verbarg, hatte Albrecht ein silbernes Krucifix in die Augen gefaßt, und als Ursula sich zu ihm umkehrte, ward sie gewahr, wie er sich ganz nah auf dasselbe beugte.

„Verzeiht meine Unschicklichkeit,“ sagte er fast erröthend zurückfahrend; „ich wollte nur sehen, ob ich mich nicht täusche, daß dies Stück wirklich aus meines Vaters Händen hervorgegangen — und es ist wirklich so, da ist sein Zeichen.“

„So seid Ihr ein Sohn des wackern Goldschmieds Albrecht Dürer in der Winklerstraße?“ versetzte Ursula, „denn bei diesem hat es mein Vater mir zum Geschenk machen lassen, da ich gefirmelt ward.“

„Ich habe es selbst gezeichnet und gegossen, da ich noch in meines Vaters Werkstatt lernte,“ antwortete Albrecht, „und es kann mich stolz machen, daß es in solche Hände gekommen ist.“

Indeß sie so sprachen, schritt Ursula voran über eine Flucht kleiner Treppen und Gänge, bis sie im zweiten

Stock an eine offene Gallerie und eine noch höher führende Freitreppe kamen, an welcher, weil es die Wetterseite über dem Hofraum war, das Holzgeländer seiner ehemaligen Farbe sich beraubt zeigte, welche Albrecht wieder erneuern sollte.

„Und Ihr seid nicht bei dem Handwerk Eures Vaters geblieben," fragte Ursula, „da Ihr doch schon ein so künstliches Werk zu Stande gebracht?"

Albrecht schüttelte mit dem Kopf: „So fragen mich wohl die Leute immer, und mein Vater selbst meinte, die Zeit sei mir nun gar verloren, die ich zuvor in seiner Lehre zugebracht; aber ich hab' einmal das Zeichnen und Malen nicht lassen können, und scheint es mir leichter jedes andere Opfer, und wär's mein Leben selbst, zu bringen, wenn man's fordert, denn daß ich der Kunst entsagen möchte. Und was ich zuvor schon gelernt, das will ich Alles für sie nützen, damit mir Niemand nachsagen könne, ich habe je meine Zeit mit unnützen Dingen verloren."

Während er das sagte, knieete er schon an dem bezeichneten Geländer und fing an zu pinseln. Ursula dachte dabei lächelnd zugleich mit vornehmer Geringschätzung und weiblichem Mitleid: Armer Junge! das ist auch eine rechte Kunst, für die es lohnt sich zu begeistern, hier das Geländer anzustreichen, eine Arbeit, die ich selbst ganz gut

verrichten könnte, wenn mir's nicht um meine schönen weißen Hände wäre! — Aber bei diesem Gedankengang warf sie einen Blick auf die Hände, die hier den Pinsel führten, und sah, daß sie an Weiße und Zartheit den ihrigen nichts nachgaben, und wie jetzt von obenherein ein Strahl der mittäglichen Sonne vereinzelt durch die Skulptur des vorspringenden Dachgeländers dringend auf den Scheitel des Jünglings fiel und einen Heiligenschein um seine glänzenden Locken wob, indeß er bescheiden mit freudiger Zuversicht die niedere Arbeit verrichtete, da erschien er ihr plötzlich in einem höhern Lichte als vorher, und was sie auch von seinem Kunstglauben halten mochte, Eines schien ihr gewiß: daß ein hohes Streben und ein edles Gemüth in diesem zarten Jüngling lebte — und daran knüpfte sich die verzeihliche Selbstsucht eines eben ängstlich gefolterten Herzens, ob nicht gerade in diesem ihr der Himmel den Boten gesandt, dem sie vertrauen könne, wo sie eben vergeblich über einen solchen nachgesonnen und diese Unmöglichkeit nicht die geringste Ursache ihrer Thränen gewesen.

Nach einer langen Pause also, in der diese Gedanken und Empfindungen sie bewegt hatten, fuhr sie plötzlich mit der Frage heraus:

„Könnt ihr lesen?"

„Ei freilich kann ich das!" sagte Albrecht, zugleich stolz auf diese Kunst, deren Erlernung damals Manchem,

der in minderer Armuth aufgewachsen als er, versagt war, und auch wieder ärgerlich, daß die Jungfrau bei ihm diese Kenntniß zu bezweifeln schien.

„Könnt Ihr verschwiegen sein und wollt Ihr mir einen Dienst erweisen?" fragte sie weiter mit beklommenem Athem.

„Beides, wenn Ihr es fordert und ich das letztere wirklich vermag," sagte er bescheiden.

Ursula's Unruhe schien zu steigen, ihre Wangen glühten höher, ihre Pulse gingen schneller, man sah es an allen Bewegungen ihres Körpers, hörte es an der noch mehr beklommenen Stimme, mit der sie sprach:

„Wolltet Ihr, statt hier zu malen, wohl einen Gang für mich thun? Ich habe sonst Niemanden, den ich schikken könnte."

„Herzlich gern," antwortete Albrecht, „ich werde hier ohnehin nicht vor Mittag fertig."

„Dann kommt in einer Viertelstunde wieder hinuter in dasselbe Zimmer, in dem Ihr mich vorhin fandet," sagte Ursula und eilte die Stiege wieder hinab.

In ihrem Gemach angelangt zog sie das Papier wieder hervor, das sie zu sich gesteckt, weil sie es sonst nirgend sicher hielt. Nun mußte sie es doch von sich geben und fremden Händen vertrauen. Sie durchlas das schöngeschriebene Brieflein noch einmal, drückte dann ein

Siegel von weißem Wachs darauf und schrieb die Aufschrift: „An den hochedelgeborenen Herrn Stephan von Tucher.“ Nun zählte sie die Minuten, bis Albrecht kam, überlegte sich zehnmal, was und wie sie es ihm sagen könnte, ohne vor ihm zu erröthen, und wußte doch keinen Rath, denn zweierlei mußte ja doch immer heraus: daß er schweigen mußte und wem er den Brief übergeben sollte.

Endlich kam Albrecht, und Ursula fühlte, daß sie sich vergeblich vorbereitet hatte, denn sie war ganz eben so um Worte verlegen, wie sie es vorhin gewesen war. Die Finger zitterten sichtbar, welche den Brief hielten, und endlich sagte sie zu Albrecht:

„Eure guten Augen bürgen mir für Eure Verschwiegenheit — nicht wahr?“

„Was mir anvertraut worden, das plaudere ich niemals aus,“ antwortete Albrecht, „und da ich sehe, daß Euch so sehr an meinem Schweigen gelegen, so könnt Ihr Euch doppelt darauf verlassen, daß ich das unerwartete Vertrauen einer edlen Jungfrau nicht durch eitles Ausreden mißbrauchen werde.“

„So nehmt diesen Brief und tragt ihn zu dem, an welchen die Aufschrift lautet,“ sagte sie — der Name selbst schien nicht über ihre schönen Lippen zu wollen. „Kennt Ihr ihn?“ fragte sie dann hastig, und damit mehr den

Zustand ihres Herzens verrathend, als wenn sie den Namen selbst erröthend und zitternd ausgesprochen.

„Ei, wie sollt' ich den feinen Herrn nicht kennen!" antwortete Albrecht. „Aus meines Vaters Werkstatt ist manch' ein zierliches Silbergeräth für das schöne Haus in der Hirschelgasse hervorgegangen, und mein Meister hat den Herrn Hans von Tucher selbst conterfeiet in seiner Pilgrimstracht, in der er das heilige Land durchreist hat; danach hat er auch das Bild seines Herrn Sohnes Stephan zu malen angefangen — aber es ist noch nicht fertig, weil derselbe jetzt gar nicht zum Sitzen zu bewegen."

Ursula horchte hoch auf und sagte dann: „Nun so geht in das schöne türkische Haus in der Hirschelgasse und seht Euch darin um nach dem jungen Herrn. Aber Niemanden als ihm selbst gebt den Brief, und saget auch Niemanden, wer Euch sendet. Seht, ich hätte ja fürwahr keinen bessern Boten als Euch finden können; wenn man Euch dort kennt, so könnt ihr ja sagen, daß Euer Meister Wohlgemuth Euch sendet."

Der Jüngling erröthete vor der zugemutheten Lüge, die der jungen Dame sehr geläufig schien, indeß er selbst so ohne Arg und Falsch war, daß auch die kleinste Lüge ihm ein Verbrechen erschien. Er sagte darum halb verweisend: „Will's Gott, so geht es ohne Lüge ab. Ver-

trauen verdienen und schweigen können ist ein Anderes denn lügen, dazu bin ich nichts nütz."

„Ihr sollt es auch nicht," sagte Ursula beschämt; „wenn nicht im Auftrag Eures Meisters, so erinnert ihn um meinetwillen daran, daß er sein Bild soll vollenden lassen!" und wieder erschrak sie, daß sie sich durch unvorsichtige Worte verrathen, und fühlte auch, daß es ihr wie Albrecht ginge: das Lügen und Heucheln war ihr auch nicht geläufig. „Und nun geht," sagte sie nach einer Pause, „um 12 Uhr wird er wohl nach Hause kommen, und die Antwort bringt mir, wenn Ihr Nachmittag wieder kommt und hier Euere Arbeit vollendet."

Es war immerhin kein kleines Opfer, das Albrecht Dürer der Jungfrau Ursula brachte mit diesem Gange. Da er ihr Verschwiegenheit gelobt, mochte er auch in seiner Werkstatt nicht sagen, daß er ihr Botendienste geleistet, woran die Gesellen gewiß weitere Fragen und vielleicht unsaubere Späße geknüpft hätten; wenn ihn aber jetzt Einer oder der Andere an der Straße gewahrte, noch ehe es Mittag geläutet, so traf ihn der gerechte Vorwurf, daß er vor der Zeit von der Arbeit gelaufen und wohl noch Schlimmeres gethan als die Zeit verträumert habe, wie man ihm denn vorhin schon als Warnung mit auf den Weg gegeben. Aber eine Bitte konnte er nimmer abschlagen, und wo er Jemand helfen und

einen Dienst leisten konnte, that er es immer ohne an sich selbst dabei zu denken, am wenigsten vermochte sein kindlich weiches Gemüth eine Thräne in einem Frauenauge zu sehen, ohne gerührt zu werden und den Wunsch zu haben sie zu trocknen. Hatte er auf den ersten Blick doch die holde Tochter des reichen Hauses glücklich gepriesen, in dem Alles strahlte von Glanz und Pracht, von Wohlleben und Kunst, und hatte es ihm doch dann so weh gethan, daß sie nicht glücklich schien, trotzdem sie wohl Alles besaß, was das Leben schön und heiter machen konnte. Also gab es doch auch Thränen inmitten des Reichthums, und nicht nur die Sorge um das tägliche Brod oder die Sehnsucht nach höherer Ausbildung, die an den Verhältnissen des materiellen Lebens scheiterten, waren es, welche Thränen erpreßten, wie er bisher gemeint.

Unter solchen Gedanken war er, um sich weniger der Gefahr auszusetzen gesehen zu werden, so viel als möglich durch kleine Gäßchen und ihm bekannte Durchhäuser gegangen, welche bei der Nürnberger Bauart üblich waren, als er in die Hirschelgasse kam und das erst vor wenig Jahren vollendete Tucher'sche Haus betrachtete. Der Besitzer desselben, Hans von Tucher, zu den ältesten und vornehmsten Geschlechtern Nürnbergs gehörig und um seiner dem Reich geleisteten Verdienste willen vom Kaiser in den Adelstand erhoben, hatte, aus dem

gelobten Lande von einer Pilgerfahrt dahin zurückgekehrt, dies Haus ganz in türkischem Geschmack erbauen lassen. Von Außen kennzeichneten es die runde Kuppel in der Mitte und die Rundthürme zu beiden Seiten, und gaben ihm fast das Ansehen einer Moschee. Innen war Alles mit orientalischer Pracht eingerichtet, und Albrecht mußte gestehen, daß gegen diesen Luxus von gold- und silbergewirkten Teppichen und Tapeten, marmornen und vergoldeten Möbeln, schwellenden Sammtpolstern, schweren Seidenvorhängen u. s. w. die Einrichtung des Muffel'schen Hauses, die er vorhin bewundert, ärmlich erschien. Ja hier wetteiferte die Kunst selbst mit der Natur und bemühte sich nicht nur orientalische Pracht, sondern auch orientalische Gewächse zu entfalten. Im Hofraum befand sich unter einer runden Kuppel von buntem Glas ein Gebäude, welches einem Feentempel glich. Hohe Palmen und lauter großblätterige und wunderbar blühende Pflanzen wuchsen darin, in mussinisch ausgelegten Becken mit klarem Wasser spielten goldene Fischlein, und aus zierlichen, von Kupfer getriebenen, aber reich versilberten Figuren sprangen Wasserstrahlen, die Gewächse benetzend oder in silbernen Becken sich sammelnd.

Man wies Albrecht dahinein, als er nach dem jungen Herrn Stephan fragte, denn hier befand sich der Gesuchte und betrachtete eine große weiße Blume, die sich

eben aus ihrer dichten grünen Hülle entfalten wollte. In seinen Augen schimmerte freilich keine Thräne, aber es sprach finsterer Unmuth daraus, der eben so sehr mit seiner blühenden, zauberischlächelnden Umgebung contrastirte, wie die Thräne Ursula's mit dem Glanz der ihrigen.

Stephan Tucher war ziemlich groß und von stolzer Haltung, die auch in dem weiten faltigen Gewand sichtbar war, das er nach Art der Saracenen trug, um auch den Hausanzug zu dem Hause selbst zu passen. Sein dunkles Haar war sorgfältig gepflegt wie der kleine Bart über seinen Lippen und duftete nach köstlichen Oelen. In seinen Augen war das Element eines unruhigen Feuers, das sie zu zwingen schien sich immer hin und her zu bewegen und das die hochgeschwungenen Brauen nicht milderten. Seine Nase war stolz gehoben und ein Zug von Eitelkeit spielte um seine an beiden Seiten aufwärts gezogene Oberlippe, unter der große blendenweiße Zähne hervorblitzten. Er galt für einen schönen Mann, schien das sehr wohl zu wissen und großen Werth darauf zu legen — vielleicht eben deshalb hatte er für den bescheidenen, schwärmerischen Albrecht nichts Anziehendes.

Er grüßte höflich, eilte sogleich auf Stephan zu, der den Gruß nicht erwiederte, sondern den Eintretenden allein mit einer Miene ansah, als wolle er fragen: wer so unverschämt sei ihn zu stören? und die Worte wür-

den wohl auch gefolgt sein, wenn nicht Albrecht sie abgeschnitten, indem er sagte: „Verzeiht, Herr, aber nur wenn ich Euch ganz allein fände, sollt' ich dies Brieflein in Euere Hände legen."

Ohne ein Wort der Erwiederung nahm es Stephan und löste mit Hast das Siegel, so daß das feine Papier daneben zerriß. Mit flammenden Blicken las er:

„Hochedelgeborner, vielgeliebter Herr! Wenn Euere Minne der meinigen an Größe gleicht, so könnet Ihr harren und aushalten in Geduld, bis daß die Zeit oder die Heiligen uns helfen den stolzen Sinn der Väter versöhnen. Laßt um meinetwillen nicht Feindschaft werden zwischen Euch und Eurem Vater. Nie werde ich einen andern Mann minnen denn Euch, aber fahret Ihr fort in mich zu dringen das Gebot Gottes und der Menschen zu übertreten, so muß ich in ein Kloster flüchten und den Schleier nehmen, denn auch ich bin zu stolz die Schwiegerin eines Mannes zu werden, der in mir nur die Enkelin eines Hingerichteten verachtet. So vermelde ich Euch meinen Gruß und bleibe Euere vielgetreue Ursula."

Getäuschte Erwartung, Leidenschaft und Zorn loderten in Stephan auf, er war in einer furchtbaren Erregung und gab sich keine Mühe dieselbe zu verbergen. Er stampfte mit den Füßen und lief wie ein wüthend gewordenes eingesperrtes Raubthier in seinem Käfig hin

und her. Albrecht's Gegenwart schien er ganz vergessen zu haben. Endlich fuhr er ihn an:

„Du bist ein Betrüger! wer gab Dir diesen Brief?"

Albrecht schlug die Augen verwundert auf im Bewußtsein seiner Unschuld und sagte: „Den Brief gab mir Jungfrau Ursula Muffel mit eigener Hand und war dabei sehr ängstlich, daß es Niemand erführe."

„Es ist ihre Hand!" sagte Stephan zu sich selbst, „aber wer bist Du? Du gehörst nicht zu den Dienern ihres Hauses, aber ich habe Dich schon irgendwo gesehen; Du wirst meiner Rache nicht entgehen, wenn Du mich belügst!"

„Herr!" antwortete Albrecht mit edler Gluth und entschlossen keinen unwürdigen Verdacht zu dulden: „Ich kann Eurem Gedächtniß gern zu Hilfe kommen; ich heiße Albrecht Dürer und bin Lehrling beim Meister Wohlgemuth unter der Veste, der Euch begonnen hat zu conterfeien, in seiner Werkstatt habt Ihr mich gesehen. Heut' habe ich im Hause des hochedlen Rathsherrn Muffel zu malen, da hatte Jungfrau Ursula besseres Vertrauen zu mir denn Ihr, und da sie einen Boten brauchte zu Euch, auf dessen Treue und Schweigen sie bauen mochte, hat sie mich erwählt. Den Brief hat sie vor meinen eigenen Augen gesiegelt, von ihrem Schreibpult genommen und dabei geweint wie schon vorher. Sie hat mir auch ge-

heißen ihr Nachmittag Antwort zu bringen. Und da ich von dem Gemälde geredet, das Meister Wohlgemuth von Euch begonnen, hat sie gesagt, Ihr möchtet es bald vollenden lassen."

Während Albrecht sprach, hatten Stephan's Augen wieder auf dem Briefe geweilt, und es war als betrachte er seine Zeilen nun im mildern Lichte. „Antwort sollst Du bringen?" fuhr er jetzt empor, „wozu Antwot? Doch ja! bring' ihr diese." Er riß die schöne weiße Blume ab, die er vorhin betrachtet hatte, und pflückte dann eine der dunkelsten Purpurblüthen eines Granatbaumes, gab beide in Albrecht's Hand und sagte: „Bringe ihr die Blumen als Antwort und sag' ihr: die rothe gleiche meiner Empfindung und die weiße der ihrigen."

Albrecht nahm die Blumen und wollte gehen. Da besann sich Stephan doch noch, daß er sich voll roher Rücksichtslosigkeit gegen die Briefsenderin wie gegen ihren Boten benommen — und wollte Beides durch eine neue Rohheit gut machen. Er nahm ein Goldstück aus seiner Tasche, gab es Albrecht, der es erst nahm, weil er dachte, er solle vielleicht damit noch einen Auftrag vollziehen, und sagte: „Hier, damit Du schweigst und keinem Menschen ein Wort von diesem Botengange sagst."

Albrecht legte das Goldstück rasch auf den nächsten Blumenstock, als sei es glühend, und es schien, als jage

es auch solche Glut in sein Gesicht. Mit bebender Stimme rief er: „Um Gold thue ich weder das Rechte noch das Unrechte. Ich habe Jungfrau Ursula versprochen zu schweigen, da könnt Ihr ruhig sein.“ Und während der arme Lehrling hoch aufgerichtet hinausschritt, weil er trotz all' seiner Armuth eine Demüthigung abgeworfen und das Gold nicht genommen, das ihm in anderer Weise sehr willkommen gewesen, da er oft an dem Nöthigsten Mangel litt und sich dafür schönes Werkzeug hätte kaufen können, blieb der reiche Patriziersohn zerfallen mit sich selbst, mit seiner Familie, der Geliebten und darum mit der ganzen Welt in seinem prächtigen türkischen Kiosk zurück, und verwünschte diese Pracht, weil ihm nicht vergönnt war die schönste Blume hineinzuverpflanzen, die unter Nürnbergs Jungfrauen ihm erblüht war.

Und es war nur ein leidiges Vorurtheil seines stolzen Vaters, das ihn so unglücklich machte.

Sein Vater war seit seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande Loosunger des großen Rathes, wie denn überhaupt seit einiger Zeit in der Nürnberger Verfassung der Mißbrauch eingerissen war, daß nur aus den Geschlechtern der Holzschuher und Tucher die Loosunger hervorgingen.

Werfen wir, um dies und weiter Folgendes zu erklären, einen Blick auf die Nürnberger Verfassung.

Schon seit 1219 war Nürnberg zur freien Reichsstadt erhoben worden und eine Urkunde Friedrichs II. bestätigte ihr das Recht: keinen andern Schutzherrn zu haben als die römischen Könige und Kaiser. Die Stadt hatte das Recht, sich nach einer selbstgegebenen republikanischen Verfassung selbst zu regieren, und verdankte dieser gleich andern Städten des Mittelalters ihre Blüthe.

Das Stadtregiment bestand in einem großen und in einem kleinen Rath. Der erstere ward aus den vornehmsten Bürgern der Stadt gewählt, welche darum den Namen der „Genannten" führten. Der kleine Rath, der das eigentliche Stadtregiment führte, ward mit zweiundvierzig Männern besetzt, wovon vierunddreißig aus den edlen rathsfähigen Geschlechtern und acht aus der Gemeine gewählt wurden. Jene vierunddreißig theilten sich in acht alte Genannte und sechsundzwanzig Bürgermeister, von denen dreizehn geschworne Schöffen waren. Von den Bürgermeistern war ein Jahr hindurch abwechselnd ein junger und ein alter Bürgermeister im Amt. Von den alten Bürgermeistern wurden sieben als oberste Regenten ausgewählt, die sieben älteren Herren (Septemviri). Aus diesen wurden drei oberste Hauptmänner (Triumviri) und von diesen wieder zwei zu Schatzmeistern (Duumviri) ernannt, welche auch die Loosunger hießen, weil sie die Loosung

(Steuer) zu verwalten hatten. Der älteste dieser Loosunger (denn dieser Name war zu unserer Zeit der gebräuchliche) im Amt ward als der Vornehmste und Oberste im ganzen Rath geachtet.

Diese Loosunger standen im höchsten Ansehen, ihnen waren alle Schätze der Stadt anvertraut, sie hatten alle Einnahmen und Ausgaben zu besorgen und die auswärtigen Ämter mußten ihnen Rechnung ablegen. Zu alten Genannten wurden meistens nur solche Personen gewählt, deren Verwandte schon im Rathe und Bürgermeister waren, da sie dann während deren Lebensdauer nicht zur Würde eines Bürgermeisters oder zu einem andern höheren Grade gelangen konnten. Sie hatten im kleinen Rath ihre Stimme zuletzt, und nur wenn die Frage bis zu ihnen reichte, abzugeben.

In den kleinen Rath konnten übrigens nur solche gewählt werden, die zu den alten Geschlechtern gehörten, so nannte man diejenigen Nürnberger Bürger, oder vielmehr Patrizier, deren Ahnen und Urahnen auch in Regiment gewesen. Fremdlinge und das gemeine Volk, wie die Verfassungsurkunde sich ausdrückt, hatten keine Gewalt. Nur ausnahmsweise wurden auch solche, welche erst seit kurzer Zeit nach Nürnberg gekommen, als besondere Auszeichnung, sowie Einheimische ihrer Geburt und ihres Stammes wegen in den Rath aufgenommen; doch konn-

ten sie es nicht höher als bis zum jüngern Bürgermeister bringen.

Wenige Geschlechter nur waren es, deren Sprößlinge es bis zum alten Bürgermeister bringen konnten; noch wenigere waren es, woraus die sieben alten Herren, sehr wenige, aus denen die Hauptmänner, und am wenigsten, woraus die Loosunger gewählt werden konnten. So war es denn endlich dahin gekommen, daß lange Zeit hindurch nur die Holzschuher und Tucher dieser Würde theilhaft waren.

1469 war noch Niclas Muffel Loosunger und lange Zeit einer der geachtetsten Männer gewesen, bis es plötzlich an den Tag kam, daß er öffentliche Gelder veruntreuet hatte. Um ein Beispiel zu geben, ward er in strenger Haft gefangen gehalten und dann hingerichtet. Er hinterließ fünf Söhne, die vier ältesten wanderten aus, der jüngste Sohn Gabriel aber blieb, um das Geschlecht fortzusetzen.

Gabriel Muffel gehörte nun auch zu den Genannten des großen Rathes, und hatte es sich angelegen sein lassen, die Schmach vergessen zu machen, die durch seinen Vater auf sein Geschlecht gekommen. Waren doch nun zwanzig Jahre seit jenem Unglückstag verstrichen, bisher hatte ihn auch wirklich Niemand dasselbe entgelten lassen. Jetzt war er seit einigen Jahren Witwer und

hatte nur seine Tochter Ursula bei sich, die eben an jenem unglücklichen Erichstag, da ihr Großvater gerichtet ward, zur Welt gekommen. Sie hatte nur noch einen Bruder, der sich jetzt bei einem Oheim in Mailand in der Lehre befand, um später das Geschäft des Vaters zu übernehmen.

Ursula Muffel war nicht nur eines der schönsten, sondern auch der klügsten Mädchen von Nürnberg. Geschwisterlos aufgewachsen und früh der Mutter beraubt, hatte sie gleich mancher Jungfrau Nürnbergs an wissenschaftlicher Bildung Gefallen gefunden. Sie konnte nicht nur lesen und schreiben, sondern verstand auch italienisch und lateinisch, und war in manchen Stücken von ihres Vaters Geschäft wohl erfahren, so daß sie ihm auch im Rechnen und Briefschreiben oft beizustehen pflegte. Dabei war sie bescheiden und sittig und auch in allen weiblichen Künsten wohl geübt. Sie hatte die oberste Leitung des Hauswesens, und die Ordnung und Anmuth, die sie darin zu verbreiten wußte, legte sie auch an ihrer zierlichen Kleidung an den Tag.

Stephan Tucher, nur eben erst von weiten Reisen zurückgekehrt, hatte sie an einem Osterfeiertag gesehen bei einem Feste der patrizischen Geschlechter, und da war es ganz von selbst gekommen, wie es immer kommt: daß

das Paar sich schnell zusammengefunden und nur Aug' und Ohr für einander gehabt hatte.

Stephan Tucher war stolz gleich seinem Vater und wachte selbst eigensinnig über sich, seiner Patrizierwürde nichts zu vergeben. Aber Ursula Muffel gehörte zu einem alten Geschlechte. Ohne Gefahr für das Ansehen des seinigen meinte er sich ihr nähern und sich mit ihr verbünden zu können. Das Feuer seiner Leidenschaft entzündete die ihrige und führte ihn bald zu einer zärtlichen Erklärung, welche die süßeste Erwiederung fand. Ehrsam warb er sogleich bei ihrem Vater um ihre Hand, gewiß, daß er, der Sohn des vornehmsten und reichsten Geschlechtes von Nürnberg, freudige Einwilligung erhalten werde. Sie ward ihm auch, natürlich mit dem Zusatz: wenn auch Herr Hans von Tucher zufrieden sei und nicht schon anders über die Hand seines Sohnes verfügt habe, was damals oft Brauch war. Stephan erklärte stolz, daß er nie einen solchen väterlichen Zwang erdulden werde, ihn auch gar nicht zu fürchten habe, und eilte eben so zuversichtlich zu seinem Vater, ihn um seinen Segen zu bitten.

Da der alte Rathsherr aber den Namen Ursula Muffel hörte, verwandelte sich das freundliche Beifallslächeln, das er erst für den Sohn gehabt, da dieser nur von Verlobung sprach mit einer schönen Tochter aus einem der achtundzwanzig Geschlechter Nürnbergs, in spöt-

tisches Zucken von strafenden Zornesblicken begleitet, und hämisch antwortete er:

„Ich muß zu Dir sagen, wie vor dreißig Jahren Markgraf Albrecht zu Niclas Muffel sagte: „Du Muffelmaul, so lange hast Du gemuffelt, bis Du das heraus gemuffelt hast!“ Zehn Jahre darauf ward dieser Niclas Muffel, der so lange Loosunger gewesen, verurtheilt und gerichtet wie ein gemeiner Betrüger — und er war schlimmer als solcher, denn er stammte aus einem edlen Geschlecht und war das Haupt dieser Stadt, die er schändlich betrog und auf die er Schande brachte im Reich, weil man draußen sagen konnte: die Nürnberger lassen sich die klügsten und rechtsamsten Leute schelten, und ein Haupt ihrer Stadt betrügt ihre Bürger. Darum half es Nichts, daß Fürsten und Herren, ja der Kaiser selbst Fürsprache einlegten für den Verbrecher: er mußte gerichtet werden, damit sein Blut den Rath und die Geschlechter wieder rein wasche von der Schmach, die er aufgehäuft. Und nun denkst Du das Geschlecht der Tucher mit dem der Muffel zu verbinden? — das wird nie geschehen!“

Vergeblich bemühte sich Stephan dem Vater zu beweisen, daß weder Gabriel Muffel noch einer seiner Brüder betheiligt gewesen sei an der That des Vaters, und daß sowohl die Tucher selbst mit allen andern Geschlechtern das bestätigt hätten, indem Gabriel Muffel zu den

Genannten des großen Rathes gehöre und alle Ehrengenöße, die seinem Geschlecht zukämen. Der alte Loosunger blieb bei seiner Weigerung: daß er nie die Enkelin eines Hingerichteten in seine Familie aufnehmen werde, und da der Sohn versuchte ihm Widerstand entgegen zu setzen und bei Ursula und ihrem Vater Ausflüchte suchte, ihnen noch die verweigerte Einwilligung seines Vaters zu verbergen, ging der stolze Loosunger selbst so weit, als er Gabriel Muffel auf dem Rathhaus begegnete, zu sagen: er möge die Ehre seiner Tochter behüten, wie er die seines Sohnes, denn zu einer Verbindung beider werde er nie seine Einwilligung geben.

Im Zorn erwiederte Gabriel Muffel die Beleidigung des Hochfahrenden in gleich roher Weise, wie sie in jener Zeit gebräuchlich war, und heimkehrend verwehrte er seiner Tochter jeden Umgang mit Stephan Tucher und erklärte ihr, daß sie ihm für immer entsagen müsse. Die Liebenden fanden dennoch Gelegenheit sich einander heimlich zu sehen, ihre Liebe und ihr Leid einander zu erklären. Stephan sprach von Flucht und Entführung und vermochte oft den Ausbrüchen seiner glühenden Leidenschaft nicht zu wehren — aber die sittige Jungfrau vermochte es, und um sich selbst zu schützen und dem Willen ihres Vaters zu gehorchen, schrieb sie jenes Brieflein, für das sie keinen andern Boten fand als Albrecht Dürer.

Drittes Capitel.

Die Baubrüder.

Man hat es dem Christenthum mit Unrecht zum Vorwurf gemacht, daß es durch den transcendentalen Charakter, den es im Gegensatz zu dem Hellenismus annahm, die Kunst vernichtete. Wohl trat es gegen das Bestehende polemisch auf wie jede Neuerung, also auch polemisch gegen die bestehende Kunst, seine vorwiegende Geistigkeit verwarf die vorwiegende Sinnlichkeit der Antike, aber es schuf dadurch eine neue Kunst, die in neuen Formen das Unendliche im Endlichen darzustellen, oder doch zu verkünden, dazu zu erheben strebte.

Als das Christenthum eine Macht zu werden begann, waren ohnehin im Abendlande der Sinn für schöne Kunst und der gute Geschmack gleichzeitig im Absterben, und es bedurfte nicht des verrufenen angeblichen Vandalismus der Germanen, um die Kunst von den Uiber-

lieferungen des Alterthums in mittelalterliche Rohheit zu versenken. Allerdings hausten die Germanen arg bei ihren Grenzfahrten: aber das Siechthum der abgelebten romanischen Welt war der Kunst kaum minder ungünstig als die germanische Rohheit. Die Kirche trat in's Mittel der armselig gewordenen Kunst, wo sie aus der römischen Zeit fort vegetirte das Leben zu fristen und bei den germanischen Völkern zunächst den Sinn und Eifer für die kirchlichen Bauten und deren Verzierung zu wecken und die rohen Hände zunächst an technische Arbeit zu gewöhnen. Wohl schien es nach dem Untergange Roms, als wären auch Kunst und Wissenschaft demselben Untergange geweiht. Die Hand am Schwert standen die Völker sich gegenüber, einander ihre Rechte mit blutiger Schrift beweisend und abtrotzend. Lärm nnd Verheerung bezeichnete die Schritte der Sieger, die letzten Tage der Kunst schienen gekommen. Da thaten die Klöster und geistlichen Stifte ihre Thore auf und nahmen die verscheuchte Himmelstochter in ihren Schutz. Die Kunst wurde von den Mönchen für eine göttliche Gabe erkannt, als ein Mittel das Göttliche mit dem Menschlichen zu verbinden und dieses durch jenes zu veredeln.

Fast alle Mönche des sechsten und neunten Jahrhunderts, besonders die Benediktiner trieben die Baukunst und bildeten Schüler derselben. Sie zogen dann auch

Laien hinzu, zunächst die in dem Kloster erzogenen Kinder, Oblaten, dann die Hörigen der klösterlichen Stifter und endlich auch andere Laien, die sich der Baukunst widmen wollten. Auf diese Weise sind die Baubrüderschaften entstanden. Das Mittelalter begehrte Genossenschaft in jeglicher Werkthätigkeit, und der Innungsgeist mag schon in der Zeit aufgekommen sein, wo die Laien noch als Hilfsgenossen der Mönche arbeiteten. Doch erst die Ablösung der Laienbauleute von der klösterlichen Dienstmannschaft gab den Baubrüderschaften den Charakter künstlerischer Selbständigkeit, den Kunsteifer und das hohe Selbstgefühl, woraus die Wunderwerke der gothischen Baukunst entstanden sind.

Die Baubrüderschaften wurden von den Päpsten besonders aufgemuntert und durch mehrere Bullen mit gewissen Freiheiten und Privilegien versehen, daher ihr Name: freie Maurer. Sie waren unter den besondern Schutz der verschiedenen Landesherren und von allen öffentlichen Lasten befreit. Ungehindert wanderten sie von einem Lande zum andern, wohin immer sie zur Aufführung großer Bauten berufen wurden. Sie hatten ihre eigenen Gesetze und eine fast militärische Disciplin; alle Potentaten gaben ihnen Freiheiten und gestatteten ihnen sich selbst zu regieren, ihre Gebräuche und Ceremonien zu beobachten. Daran erkannten sich auch die fremden

Baubrüder untereinander, wie sie denn auch nur diesen verständliche Symbole, Zeichen und Chiffren hatten, um Profanirung ihrer Wissenschaft zu verhindern. Wo sie sich zu einem Bau niederließen, schlugen sie in der Nähe desselben ihr Lager auf und nannten diese Werkstätte: Hütte.

Deutsche Baumeister bauten überall von den Zeiten Karl's des Großen an bis zu denen der Habsburger Friedrich's III. und Max I. Um diese Zeit gab es vier Haupthütten in Deutschland: zu Cöln, Regensburg, Wien und Straßburg. Für die Nürnberger Hütte oder Steinmetzzunft, wie denn dergleichen fast in allen deutschen Städten, wo kirchliche Bauten aufgeführt wurden, errichtet worden, war Straßburg die Haupthütte, wie denn der Maurerhof zu Straßburg als oberste Behörde aller Hüttenangelegenheiten erwählt ward.

So viel nur voraus von der Geschichte der deutschen Bauhütten, ihr Zustand und der Geist ihrer Mitglieder zur Zeit unserer Erzählung wird sich in Verlauf derselben entwickeln.

Als Ulrich Hieronymus in seine Wohnung begleitet und dort dessen einfaches Mahl getheilt hatte, wiederholte dieser sein Anerbieten, dieselbe für immer mit dem neuen Ankömmling zu theilen. Sie bestand freilich nur aus einem einzigen, nicht breiten, aber tiefen Gemach, in dessen

Hintergrund ein Strohlager aufgeschichtet war, neben dem sich, wie Hieronymus bemerkte, allerdings noch Raum zu einem zweiten wies. In der einen langen Wand befand sich ein Schrank, der durch Hieronymus' Sonntagskleider auch nur sehr gering gefüllt war, ein paar hölzerne Sessel und Tische, auf welchen Zeichnungen und Risse nebst Zirkel und Zeichnenmaterial lagen, bildeten das übrige Zimmergeräth.

Die kleine alte Frau, die ihm das Essen bereitete, begrüßte er als seine Mutter. Sie hatte Niemanden mehr als diesen einzigen Sohn auf der Welt, und da er jetzt wieder nach Nürnberg zurückgekehrt war und auf lange Zeit bei den Verschönerungen an der Lorenzkirche Arbeit hatte, so hatte er für sich und sie diese Wohnung im Haus des Rädleinmachers Sebald gemiethet, dessen Geschäft etwas zurückging und der darum, was ein Nürnberger Meister ungern that, fremde Leute in sein Haus nahm. Die Mutter Hieronymus' hatte noch ein kleines Gemach für sich, das eine Herdstelle, wo sie für den Sohn kochte, und ihre Schlafstätte in sich vereinigte. Dort saß sie meist und spann, weil sie sich von ihrer Hände Arbeit ernähren mußte.

„Wir sind zwar alle Brüder," sagte Hieronymus zu Ulrich, „und ein Streben beseelt uns Alle, ein gemeinsames Band verbindet uns Alle; aber es ist doch ein

Anderes, ob der Geist unserer Lehre in uns lebendig geworden oder nur ihr Buchstabe, ob wir die Sache selbst erfassen oder nur das Symbol — nur einen solchen Bruder möcht' ich immer um mich haben, und weil mich dünkt, ich habe ihn in Dir gefunden, so möcht' ich Dich immer um mich haben."

Ulrich drückte nach diesen Worten Hieronymus lebhaft die Hand und fragte: „Aber wodurch bist Du über mich zu einem so günstigen Schluß gekommen?"

„Wie Du das Maaßbrett verschmähtest," antwortete Hieronymus, „erkannt' ich, daß Du kein gewöhnlicher Steinmetzgeselle warst, nicht nur daß Du genug Augenmaaß und Geschicklichkeit besaßest, es entbehren zu können, sondern daß Du den Muth hattest, bei einem ersten Probestück vom Gewöhnlichen abzuweichen. Und ich bewunderte Dich um so mehr, als ich erfuhr, daß Du eben erst ermüdet von der Wanderschaft kamst."

„Darum ist mir ja auch heute zu ruhen gestattet," antwortete Ulrich, „und ich werde von dieser Erlaubniß Gebrauch machen und die müden Glieder auf Deinem Lager ausstrecken, damit ich, wenn Du aus der Hütte kommst, mit Dir die Stadt durchwandern kann, die mich anzieht wie keine andere deutsche Stadt. Ich hoffe denn also gleich Dir, daß wir als rechte Brüder zusammen

leben, und wenn ich Deine Wohnung theile, so theilst Du meinen Lohn mit mir."

Hieronymus mußte bald scheiden, denn wer nicht zur rechten Zeit in der Hütte war, bekam Abzug an Tagelohn, und eine härtere Strafe als dieser Verlust war die damit verbundene Mißbilligung.

Als er beim Abendläuten zurückkam, fand er den neuen Kameraden am Tisch sitzen und zeichnen.

„Schon beschäftigt?" fragte Hieronymus, „ich glaubte, ich würde Dich erst wecken müssen."

„Ich habe geschlafen," antwortete Ulrich, „drei auch vier Stunden vielleicht, länger hielt ich's nicht aus, das war genug geruht von der Wanderschaft. Und wie ich die Augen wieder aufschlug und mich besann, wo ich war, lockten mich diese Zeichnungen, ich wollte Dich dadurch kennen lernen! Hast Du das Alles selbst gemacht?"

„Sonntags, in meinen Musestunden," antwortete Hieronymus; „ist etwas darunter, das Dir gefällt?"

„Ja, dies hier," sagte Ulrich, indem er einen Bogen Papier auseinander rollte. Wenn auch mit ziemlich rohen Strichen, so sah man doch an den darauf gezeichneten Figuren, daß sie ein jüngstes Gericht vorstellten, wo unter den Verdammten sich auch eine stürzende Gestalt befand, die nach der vor ihr fallenden dreifachen Krone langte.

Hieronymus sagte: „Das ist die Zeichnung eines großen Steinbildes, das sich am Münster von Bern am Haupteingange im Westen befindet. Darunter stehen in kleinen Säulennischen zu beiden Seiten der Hauptpforte auf der einen die fünf klugen, auf der andern die fünf thörichten Jungfrauen, erstere im bloßen Haarschmuck, letztere mit lauter hochpriesterlichen Kopfbedeckungen bekleidet. An diesem Portale bin ich zuletzt mitbeschäftigt gewesen. Noch ist der Bau des Münsters dort nicht vollendet, aber da ich hörte, daß es in meiner Vaterstadt Arbeit gebe, kehrte ich hierher zurück, um ihr meine Kraft zu widmen."

Ulrich lächelte beifällig und sagte: „Ich sehe, wir verstehen uns; auch ich habe schon da und dort solch' ein Wahrzeichen zurückgelassen, der Welt zu verkünden: daß wir Diener sind der göttlichen Kunst, Diener des Höchsten, dessen Tempel wir bauen, aber daß wir nicht blinde Werkzeuge sind dieser Menschen, die sich selbst Kirchendiener nennen, aber zumeist nur sich selbst dienen; daß unser Hohenpriesterthum der Kunst ein höheres ist denn das der Kirche, und daß wir freie Maurer sind, nicht arbeitende Knechte! — Wie lange warst Du in der schönen Schweiz?" fragte er, sich selbst unterbrechend.

„Drei Jahre hab' ich dort gearbeitet," antwortete Hieronymus; „es war eine große Zeit! Die Schlachten

von Granson und Murten hab' ich mit erlebt! Da wir in Bern die Kunde von dem Sieg der Eidgenossen über den stolzen Burgunderherzog empfingen — es war vor zwei Jahren am dreiundzwanzigsten Juni, dem Tage nach der Schlacht — läuteten die Glocken des Münsters, an dem wir noch bauten, zum schönsten Siegesfest, drängten sich Tausende in ihn hienein zum jubelnden Dankgebet. Eine große Seelenmesse ward darin gehalten für die fünfzehntausend Erschlagenen, deren Gebeine nun im Beinhaus von Murten ruhen, ein Denkmal für alle Zeit, daß Gott mit diesem freien Landvolk streitet, dem er die Alpen als Hochwächter der Freiheit gesetzt hat, und die Gletscher, daß die Tyrannei auf ihnen ausgleite und sich nimmer erhalten könne. Wahrlich! ich habe Großes gesehen und erlebt in diesen Tagen, und seit ich die Freiheit dieses einfachen Hirtenvolkes gesehen, das, wie es auch zuweilen selbst in Kleinlichkeiten versinkend untereinander hadern mag, doch gleich die kleine Eifersucht und den nachbarlichen Streit vergißt und vereinigt, groß und stark aufsteht gegen den Unterdrücker von Außen, mag er mit noch so stolzer Macht sich nähern — seitdem erscheint mir das reichsstädtische Wesen hier recht kleinlich und eingeschrumpft, und auch dafür wie für den Verfall der Kirche kann die Kunst allein mir Trost gewähren."

Ulrich sagte: „Ich war zur selben Zeit in Straß-

burg, und auch unser Maurerhof feierte den großen Sieg in der Hütte wie im Münster. Das Jahr darauf erschien in Straßburg selbst, aber von einem Schweizer Hans Eberhard Tüsch verfaßt eine Erzählung des Feldzugs Karl's des Kühnen gegen die Schweizer, die von Allen, die lesen können, mit Begierde gelesen ward."

„Aber ein weit höherer Geist als in diesem trockenen Bericht weht in den Kriegs- und Siegesliedern, welche die Schweizer nach diesen Siegen ertönen ließen," sagte Hieronymus, „besonders in denen eines Dichters Veit Weber aus Freiburg, der in den Reihen der Eidgenossen selbst mitfocht. Ich hab' ihn selbst kennen und schätzen lernen. Solche Begeisterung, wie in diesen Liedern weht, kann nur angetroffen werden, wo eine ganze Nation sich zu schönen Thaten für Vaterland und Freiheit erhebt; wir hier, in unseren kleinen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, unter dem ehr- und gewinnsüchtigen Gezänk großer und kleiner Potentaten, müssen darauf verzichten. Doch," fügte er an's Fenster tretend hinzu, „wenn Du nicht zu ermüdet bist, heute noch Etwas von den Herrlichkeiten dieser Stadt zu sehen, so wird es Zeit, daß wir gehen."

Beide ergriffen ihre Hüte, schnallten ihre kurzen Schwerter um und gingen hinab.

Sie waren nur erst wenig Schritte gegangen, als

vor einem großen Gebäude am Katharinenhof ein dichter Menschenknäuel ihre Schritte hemmte.

„Was gibt es hier?" fragte Ulrich, und sein Führer antwortete:

„Sieh, hier ist Peter Vischer's Gießhütte, ein Rothgießer, der gestern Meister geworden. Die Rußigen machen ihm heute einen Besuch, um ihn in seiner eigenen Werkstatt zum ersten Feierabend zu beglückwünschen. Gestern hat ihm das Handwerk ein Fest gegeben, und heute kommen die Gesellen zu ihm, sich den Dank dafür zu holen. Da wird er manches Fäßlein opfern müssen, denn wie mäßig er auch selbst leben soll, die Rußigen sind ein durstiges Völkchen und lassen sich nicht gern eine Zeche entgehen."

„Nur herein, ehrsame Zunftgenossen!" rief eine Stimme aus der Hütte, und an der geöffneten Thür zeigte sich die mittelgroße, breitschulterige gedrungene Gestalt eines Mannes von dreißig Jahren. Heiterer Lebensmuth strahlte aus seinem, jetzt noch von der Glut des Feuers geröthetem Gesicht, Gutmüthigkeit und Freundlichkeit gegen Jedermann leuchtete aus seinen hellen Augen und ein eigenthümlicher Zug von Schalkheit spielte um den Mund trotz dem Bart, der ihn umsäumte. Dabei lagerte auf der Stirn doch ein Ausdruck von Ernst und Willenskraft, der seine ganze, sonst gewöhnliche Erschei-

nung adelte. Er trug eine graue Arbeitsjacke, darüber eine steife Lederschürze und den Meißel in der Hand.

Ein donnerndes „Hoch!“ der Rußigen antwortete ihm. So nannte man die Knechte und Gesellen der Gießhütten, deren es eine ziemliche Anzahl in Nürnberg gab, denn die Kunst in Erz und Metall zu gießen war eben damals sehr im Schwunge, und diese Rußigen waren ein zahlreiches Völkchen, das sich in Macht und Ansehen zu erhalten wußte, und wenn nicht anders, durch die Stärke seiner Muskeln und die Kraft seiner Fäuste, wie durch die Hämmer, die darin geschwungen wurden.

„Dieser Peter Vischer hat ein sehr künstliches Meisterstück gemacht,“ sagte Hieronymus, „das wir uns einmal ansehen können. Er ist auch von unermüdlichem Fleiß und läßt sich keine Mühe verdrießen zu lernen und sich fortzubilden.“

In diesem Augenblick ward in dem wachsenden Gedränge ein Benediktinermönch mit grauschwarzem Haar und langem wallenden Bart an die Seite der Steinmetzen geführt, so zwar, daß sein Rosenkranz an Ulrich's Schwert hängen blieb, und da dieser vorwärts schreitend das nicht bemerkte, so zerriß die Schnur und die Perlen rollten zu Boden.

Der Mönch murmelte etwas zwischen den Zähnen, das fast wie ein Fluch klang. Ulrich aber ward nicht so

bald das Geschehene gewahr, als er mit höflichen Worten für seine Unvorsichtigkeit um Entschuldigung bat, und bückte sich zu Boden, die herabgefallenen Perlen zu suchen, da eben jetzt die Gesellen in die Gießhütte eintraten und dadurch das Gedränge sich verlor.

Ulrich sprach mit etwas fremdem Akzent und hatte überhaupt ein eigenthümlich melodisches Organ — der Benediktinermönch starrte ihn prüfend an, nachdem er diese Laute vernommen, und während es erst geschienen, als wolle er ihn derb anlassen, sagte er jetzt nur kurz: „Bemüht Euch nicht!" und war um die nächste Ecke mit hastigen Schritten im Augenblick wie verschwunden. Wenigstens als Ulrich das herabgefallene Kreuz und eine große Perle des Rosenkranzes aus dem Staub der schlechtgepflasterten Gasse aufgehoben und dem Mönch sein Eigenthum geben wollte, war derselbe nirgend mehr zu sehen. Auch Hieronymus hatte sein Augenmerk nicht auf ihn gehabt und wußte nicht, wo er hingekommen. „Vielleicht begegne ich ihm noch einmal," sagte Ulrich; „er hatte ein ausdrucksvolles Gesicht, das ich jedenfalls wieder erkenne, oder ein anderer Benediktinermönch kann uns vielleicht sagen, welcher seiner Brüder diesen Verlust gehabt; bis dahin will ich Perle und Kreuz bewahren, um sie ihm gelegentlich wieder zuzustellen."

Wie es dunkel geworden und die abendlichen Schleier

auch die schönsten Bauwerke einhüllten, daß selbst die prächtige Sebaldskirche, vor der Ulrich lange bewundernd und zugleich mit dem Auge des Kenners prüfend weilte, nur noch in ihren großen Umrissen sichtbar war, kehrten die beiden Baubrüder wieder heim in ihre gemeinschaftliche Wohnung. Durch Nürnbergs Gassen wogte zwar noch lange ein heiteres Leben und ein warmer Maiabend war so recht eigentlich geschaffen für die Bürgerlust, und auf den Spaziergängen an der Peynitz wimmelte es von junger und weiblicher Welt, die sich lustig erging und begrüßte; aber wenn auch die Baubrüder nicht mehr zum geistlichen Stande gehörten, so lebten sie doch gewissermaßen abgesondert von der profanen Welt und unter strengen, selbstgegebenen Gesetzen, auf deren Befolgung mit viel größerer Strenge gesehen ward, als zur selben Zeit bei den Mönchen und Geistlichen, die gerade damals sich viel erlauben durften, so daß von den Klosterbrüdern Dinge geschahen und ihnen nachgesehen wurden, die bei den Baubrüdern strenge Bestrafung fanden. Die Hütten hielten strenger auf Moral als die Klöster, es herrschte bei der Baubrüderschaften nicht mehr der Gegensatz von geistlich und weltlich, von Geistlichen und Laien, sondern von Geweihten und Profanen. Hierin lag das erhebende und zugleich stolze Gefühl, welches die freien Maurer gleichsam durch sich selbst stützte und schützte und sie eigen-

sinnig über die eigene Sittenreinheit wie über die ihrer Brüder wachen ließ, um sich ihrer Würde nichts zu vergeben und treu darauf zu halten, daß ihr erhabener Bund keinen Makel an seinen Angehörigen dulde.

Am folgenden Morgen waren Hieronymus und Ulrich die Ersten in der Hütte — den Pallirer ausgenommen, der das Amt hatte die Thür auf- und zuzuschließen und der Erste und Letzte in der Hütte zu sein. Bald kamen auch die andern Gesellen und Lehrlinge, und der Pallirer sprach das Morgengebet, dann ging ein Jeder still an seine Arbeit. Der Werkmeister wies Ulrich die seine an und sagte ihm, daß nachher der Hüttenmeister und der Propst von St. Lorenz, Herr Anton Kreß, kommen würden, um ihn als Mitglied der Nürnberger Bauhütte aufzunehmen.

Die Hüttenmeister waren die obersten Vorsteher einer Hütte, sie mußten für Beschäftigung der Baubrüder sorgen, waren die Vertreter der Hüttenangelegenheiten bei Kaiser und Fürsten, schlossen die Baukontrakte, wählten die Arbeiter und suchten der Kunst und ihrem Ruf zu dienen. Da die Baubrüderschaften eben nur zu Kirchenbauten sich verwenden ließen, so war es immer der Bischof, Abt oder Propst eines kirchlichen Stiftes, der sie berief, den Bauplan u. s. w. mit ihnen abzureden und zu beaufsichtigen hatte. War er verhindert, so mußte

irgend ein Canonicus oder „Gottesjunker“ seine Stelle vertreten.

Als Herr Anton Kreß erschien, grüßte er Alle freundlich, als wären sie seinesgleichen. Das Kirchenamt von St. Lorenz war erst kürzlich zu einer Propstei erhoben worden, und Anton Kreß war der erste, der mit dieser neuen Würde bekleidet worden. Er mochte etwa fünfzig Jahre zählen. Leutseligkeit sprach aus seinen freundlichen Mienen, und wenn die wohlgepflegte Behäbigkeit seines ganzen Wesens auch nicht gerade auf sehr große Geistesgaben schließen ließ, so sah man es ihm doch an, daß er eine aufrichtige Theilnahme und Liebe für die Kunst besaß, und indem er ihr huldigte und neue monumentale Werke derselben veranlaßte, nicht nur eine Mode mitmachte, die zu seiner Zeit unter den Geschlechtern Nürnbergs sich auch Manchen für einen Kunstmäcen ausgeben ließ, der nur für die in die Augen fallende Pracht Sinn hatte und kein Verständniß für das Höhere, das über den Gesichtskreis der Alltagsmenschen hinaus lag.

Als die üblichen Feierlichkeiten bei der Begrüßung des Propstes wie des neuen Gesellen vorüber waren, sagte jener zu diesem: „Ist nicht Euer Zeichen ein Kreuz mit einem Winkelmaaß durchschnitten?“

Ulrich bejahte. Die Steinmetzen führten statt ihrer Namens-Chiffren, Monogramme, welche sie als ihr Zei-

chen in ihre Arbeit gruben. Nur in diesen wie in ihren Werken wollten sie fortleben, auf die Unsterblichkeit des einzelnen Namens verzichtend, darum sind auch nur wenig Namen von Baubrüdern und eigentlich nur die ihrer Baumeister auf die Nachwelt gekommen.

Es schien nicht, als ob der Propst damit nur eine gewöhnliche Frage gethan, sondern als ob ihm die Beantwortung derselben von besonderer Wichtigkeit sei. „Ihr seid in einem Kloster des Elsaß erzogen?" fragte er weiter. „Was ist aus Euren Eltern geworden?"

Ulrich antworte: „Meine Eltern bestellten das Feld in der Nähe eines Benediktinerklosters und ich hütete dessen Schafe bis in mein zehntes Jahr. Da wüthete der Krieg in unserer Gegend und mein Vater mußte mitziehen. Der Feind stand uns ganz nahe, da ich auf dem Felde allein mit der Heerde war. Die Mönche waren mir immer gütig gewesen, und jetzt nahmen sie mich mit in das Kloster. Da der Feind näher rückte, die Fluren verwüstete und Feuer in unsere Hütten warf, bat ich für Zuflucht um meine Mutter, oder daß man mich zu ihr ließe ihr Schicksal zu theilen, welches es sei. Aber die Pforten des Klosters blieben verschlossen. Ich wußte wohl, daß Frauen sie nicht durchschreiten durften, aber ich war doch der Verzweiflung nahe, daß man mich getrennt von meiner Mutter hielt. Da endlich draußen der Kampf

ausgetobt und der Feind weiter gezogen war, wie immer eingeäscherte Höfe, brennende Hütten und zertretene Fluren hinter sich lassend, ließ man mich heraus, und eine Anzahl Mönche begab sich mit auf den Weg den Verwundeten Hilfe zu bringen oder die Todten zu begraben. Es gab von beiden genug, Männer und Frauen, verstümmelt und erschlagen — aber von meiner Mutter fand ich keine Spur. Leute, die sie kannten, wollten sie gebunden auf dem Pferd eines Lanzenknechtes gesehen haben, der im raschen Trabe mit ihr davongeritten. Meine Mutter war eine schöne Frau und damals etwa dreißig Jahre alt — ich kann nicht ohne Schauder an das Geschick denken, das sie vielleicht betroffen. Nie habe ich wieder etwas von ihr gehört, alle Nachforschungen, die ich selbst nach ihr anstellte und welche von den Benediktinern, wie sie mich wenigstens versicherten, nach ihr angestellt worden, blieben erfolglos. Die frommen Klosterbrüder behielten mich bei sich im Kloster, das kleine Besitzthum meiner Eltern fiel ihm anheim und ich sollte dafür von ihnen zum geistlichen Stande erzogen werden. Ich lernte nun bei ihnen schreiben, zeichnen und lesen, und da sie mit mir zufrieden waren, wie ich bei ihren Lehren mich anstellte, unterrichteten sie mich in allen wissenschaftlichen Dingen. Dabei ging mir der Sinn auf für die Kunst, und ich konnte dem Drang nicht widerstehen, mich ihr

ganz zu widmen. Einer der Mönche ward mein Fürsprecher, und so entließ man mich endlich und die Straßburger Bauhütte nahm mich als Lehrling auf, wo ich, wie Ihr aus meinen Zeugnissen seht, fünf Jahre gelernt und mein erstes Gesellenjahr gearbeitet habe."

„Und von Eurem Vater erfuhrt Ihr Nichts?" fragte der Propst theilnehmend weiter.

„Einige seiner Landsleute, die zurückkamen, sagten, er sei in der Schlacht gefallen, aber ich weiß so wenig gewiß, ob das wahr ist, wie jene letzte Nachricht über meine Mutter," antwortete Ulrich. „Es sind vierzehn Jahre seitdem vergangen, aber ich habe nie wieder etwas von ihnen gehört, noch hat der Klosterbruder, der mein Gönner und Freund geblieben, je etwas von ihnen erfahren."

„Ihr waret das einzige Kind Eurer Eltern?" fragte Kreß, dessen Theilnahme immermehr zu wachsen schien.

„Ich hatte niemals Geschwister."

„Und Euer ländliches Besitzthum?"

„Der Abt des Benediktinerklosters verwaltet es für meinen Vater. Wenn er oder meine Mutter nicht zurückkommen, fällt es an das Kloster."

Der Propst konnte bei dieser Antwort ein leises Lächeln nicht unterdrücken, aber er schien mit seinem Examen über Ulrich's Familienangelegenheiten zu Ende zu sein, und sprach nun von Bauangelegenheiten mit ihm.

Dieses Examen war ungewöhnlich, da es vollständig überflüssig war. Kein Jüngling ward als Baulehrling zugelassen, der nicht von ehrlicher Geburt war und nicht die besten Zeugnisse über seine Sittlichkeit und Brauchbarkeit hatte. Es verstand sich daher beides schon bei einem Baubruder von selbst, und außerdem waren dieselben fast ebenso losgerissen von allen Familienbanden wie die Geistlichen, da auch das Cölibat bei ihnen Bedingung war, daß es nie Jemanden einfiel, sich um ihre Angehörigen zu bekümmern. Anton Kreß mußte darum gerade ein besonderes Interesse für diese haben, sonst hätte er nicht diese Auskunft von Ulrich verlangt. So viel ward diesem klar, aber vergeblich bemühte er sich durch Nachsinnen zu ergründen, was den Propst zu diesen Fragen veranlassen konnte.

Viertes Capitel.

Konrad Celtes.

„Unter der Veste" erhob sich ein neues Prachtgebäude, das eben erst in diesem Jahr beendet worden. Es war auch nur das Wohnhaus eines Patriziers, aber fast das schönste Nürnbergs. Ein Eckhaus, breit und tief und hochaufsteigend zugleich, war es von Außen mit schöner Steinmetzarbeit geziert, die immer noch Raum zu neuen Verschönerungen ließ, wie z. B. der Tragstein an der Ecke noch mit keiner Statue geschmückt war und die einzelnen Absätze des treppenartig ausgeschnittenen Giebels auch noch ihrer Standbilder harrten. Im Innern war es mit ausgesuchter Pracht und Kunst eingerichtet und bekundete den Reichthum seines Besitzers.

Dies war Herr Christoph Scheurl, der mit zu den angesehensten Geschlechtern gehörte. Erst seit wenigen Wochen hatte er dies neue Haus bezogen, nachdem seine

Hochzeit mit Elisabeth Behaim stattgefunden, eine ebenbürtige Wahl, denn auch die Behaim waren ein altes rathsfähiges Geschlecht und auch im Ausland durch ihre Niederlagen in Venedig und den Handel, den sie nach Portugal trieben, wohlbekannt und in großem Ansehen.

Die junge Gattin war allein. In einem prachtvollen Chörlein, das sich weit vorspringend an der Ecke des Hauses befand, saß sie am offenen Fenster und blickte träumerisch hinab auf die Straße, zuweilen auch auf eine zierliche Schrift, die auf ihrem Schooße lag.

Sie war eine ziemlich große prächtige Gestalt mit schwellenden Formen und edler stolzer Haltung. Auch in ihrem schönen Antlitz schien ein Zug von Stolz der vorherrschende zu sein. Aber man sah es auf den ersten Blick: es war nicht die Hoffarth und Eitelkeit einer verwöhnten Schönheit, es war nicht der Hochmuth auf Vornehmheit und Reichthum, was diesen Zug hervorrief: es war der Stolz eines selbstbewußten Weibes, das über das gewöhnliche Geschlecht und die gewöhnlichen Verhältnisse sich selbst emporgehoben. In diesen strahlenden Augen las man von innern Kämpfen, und der lächelnde Zug um die Lippen war nicht der des Glückes und der Befriedigung, möge sie aus naiver Unerfahrenheit oder aus beglückenden Verhältnissen kommen, sondern mehr das Lä-

cheln einer Welterfahrung, die zur Weltverachtung geworden. Sie stand etwa in der Mitte der Zwanzig und sah auch sonst nicht aus wie ein Wesen, das schon in solcher Weise mit der Welt abgeschlossen hätte — nur jenes Lächeln abgerechnet. Das Haar umwallte sie in malerisch geordneten Locken, die im Nacken goldene Nadeln emporhielten, die vordersten aber fielen auf die Brust herab. Ihr Kleid war von violetter Seide, einem Stoff, den man Zündel hieß, und nach venetianischem Schnitt, die offenen Aermel fielen bis zum Boden und ließen die weißen schöngeformten Arme ohne bedeckende Hülle; man müßte denn als solche die zahlreichen kostbaren Spangen betrachten, von denen man nicht wußte, ob ihr Werth größer sei durch die Pracht ihrer Steine und deren Fassung, oder durch die kunstreiche Arbeit ihres Verfertigers. Aehnlich geschmückt zeigten sich auch Hals und Brust. An dem kleinen vorgestreckten Fuß gewahrte man einen zierlichen Schuh von gelbem Leder mit goldener Stickerei und einem lang vorn und emporgestreckten Schnabel; die weißen Hände waren mit vielen Ringen geziert.

Dies war vielleicht einer der Anzüge, über dessen Wohlanständigkeit und Zulässigkeit die Väter der Stadt auf dem Rathhaus lange Sitzungen hielten und danach Kleiderordnungen erließen, welche die Länge der Kleider wie der Aermel, der Schnäbel an den Schuhen wie der

Locken an den Köpfen vorschrieben, die Zahl der Ringe, Armbänder und Haarnadeln genau bestimmten u. s. w., um dem Luxus zu steuern. Aber indeß allerdings die gewöhnlichen Bürgerfrauen sich daran kehren mußten, weil sie sonst in Strafe verfielen und von der Straßenjugend verspottet wurden, lachten die übermüthigen Patrizierinnen über den Eifer der Rathsherren und waren allerdings wohl damit zufrieden, daß jener Bürgerstand, von dem sie selbst sich streng absonderten, dadurch in Schranken gehalten ward, es ihnen nicht gleich zu thun. Sie selbst aber verspotteten in ihrer Kleidung oft mit um so größerer Absichtlichkeit die Vorschriften des Rathes, und als derselbe gar einmal darauf verfiel, eine Steuer auf diese Ausschweifungen zu legen, trieben sie es erst recht arg, um zu zeigen, daß sie es bezahlen konnten.

So mochte der Rath versuchen was er wollte, er scheiterte damit bei den stolzen Frauen, und wenn sie ja vielleicht am ersten Tag nach einer solchen Bekanntmachung sich aus Furcht vor dem gemeinen Haufen nicht auf die Straße wagten, so entschädigten sie sich dafür durch ihre häusliche Toilette. Elisabeth vor Allen gehörte mit zu den eigensinnigen Frauen, die gerade nur aus Lust, einem Verbot zu trotzen, das übertrieben, woran sie sonst vielleicht gar nicht gedacht oder es selbst lächerlich oder unanständig, unpassend oder unschön gefunden hätten.

Als Elisabeth's Blicke, wie es schien, gedankenlos hinab über die Straße schweiften, fuhr sie plötzlich zusammen und bog sich von dem Fenster zurück.

Der Gegenstand, der diese Bewegung veranlaßte, war ein Vorübergehender von mittelgroßer, stattlicher Gestalt. Sein Wamms war genau von der Kleidfarbe Elisabeth's, und darüber trug er einen kleinen spanischen Mantel von schwarzer Farbe, auf dem Kopf einen kleinen runden Filzhut mit weißen Federn. Sein Haar war dunkel, und die dunklen Brauen, die in schön gewölbten Bogen sich über seinen feurigen Augen erhoben, gaben diesen einen edlen Ausdruck. Seine hohe Stirn und die kühn gebogene Nase ließen in ihm den Mann von Geist erkennen; sein Gesicht war fein, glatt und bartlos und ließ ihn dadurch noch jünger erscheinen als er war; er zählte dreißig Jahre.

Elisabeth hatte sich ihm nicht zeigen mögen; jetzt da sie glauben konnte, er werde nicht mehr heraufsehen, wollte sie es wagen ihm nachzuschauen — aber er war verschwunden. Wo war er hin? in welches von diesen Häusern sollte er gegangen sein? wär' es möglich — in das ihrige? Sie trat aus dem Chörlein in das Zimmer zurück — es war ihr, als höre sie Schritte die Marmortreppe hinauf — ihr ganzes Wesen schien in Aufruhr zu kommen. Sie trat vor den großen venetianischen Spie-

gel, der auf goldenem Gestelle ruhend ihre ganze herrliche Gestalt zurückwarf. That sie das aus Angst, um eine Miene, eine Haltung zu suchen, diesen plötzlichen Aufruhr ihres Wesens zu verbergen; that sie es aus Kokretterie, ihren Anzug zu prüfen und ihn in die ihren Reizen vortheilhaftesten Falten zu schieben? Als die Flügelthür hastig aufgeworfen ward, stand sie stolz und ruhig vor dem Eintretenden.

„Verzeiht, hohe Frau, wenn ich störe!“ sagte er.

„Nicht im Mindesten, Herr Doctor Celtes,“ antwortete sie mit erzwungener Fassung, „obgleich ich wenig vorbereitet war auf diesen werthen Besuch. Ich bitt' Euch, nehmet Platz.“

Sie warf sich in einen Polster von rothem Sammet, indeß er auf einem Stuhl ihr gegenüber Platz nahm. Die bunt gemalten Glasscheiben aus dem gewölbten oberen Theil der Chörleinfenster und die dichten rothseidenen Vorhänge, welche diesen Schimmer dämpften, warfen ein zauberhaftes Licht auf Elisabeth.

„Ich komme, mir Euren Rath zu erbitten“ — begann er und schien nach weiteren Worten zu suchen.

„Wann hätte je ein Gelehrter und Dichter, wie Konrad Celtes, des Rathes eines Weibes bedurft?“ unterbrach ihn die junge Frau.

„Doch,“ antwortete er; „es ist nicht das Erstemal,

schöne Herrin, daß ich Euch darum bitte. Der Bischof von Worms hat mir geschrieben und mich aufgefordert zu ihm zu kommen. Ich würde dort viele gleichgesinnte Männer finden, wie überall am Rhein, und die humanistischen Studien fördern können. Seit mein edler Lehrer Rudolf Agricola in Worms gestorben, droht dort der lebendige Geist, der von ihm ausgehend die elende Scholastik von den Schulen verdrängte, zu erlahmen, wenn nicht eine Kraft von Außen ihn wieder aufrüttelt. Mein Name hat dort einen guten Klang und die Societas litteraria Rhenana, die ich zu Heidelberg gestiftet, wünscht auch meinen Besuch. Die, denen ich noch unbekannt bin, werden in mir den Schüler Agricola's sehen und mir gern gestatten ihre Lehrstühle zu besteigen. Nun rathet mir: soll ich diesem Rufe folgen und gehen — oder soll ich hier bleiben?"

Elisabeth hatte während seiner Rede mit ihrer goldenen Kette gespielt, und während dieser scheinbar tändelnden Bewegung ging in ihrem Herzen eine so heftige vor, daß sie alle ihre Kräfte anstrengen mußte, die äußere Ruhe zu behaupten, mit der sie jetzt sagte: „Ihr scheint auch darin Eurem edlen Lehrer Agricola zu gleichen, daß Ihr Euch durch kein Amt wollt binden lassen, weil Ihr eine unüberwindliche Abneigung habt gegen Fesseln jeder Art, sonst könntet Ihr nicht erst überlegen und gar

um Rath fragen: ob Ihr diesem Rufe folgen sollt oder nicht."

„So schickt Ihr mich fort?" fragte er betroffen, „und so ruhig — das hatte ich nicht erwartet!"

Sie sah ihn mit stolzen Blicken an und fuhr fort: „Ihr sagtet ja immer selbst, daß Ihr ein unstetes Leben geführt und es wohl so fortführen würdet, bis es zu Ende sei — ich glaube, der Bischof von Worms wird Euch das nicht verwehren, wenn Ihr Euch auch zu ihm begebt, so wenig, wie er es Agricola verwehrte. Hier seid Ihr ja auch nicht gebunden."

„Ja," rief er heftig und aufspringend, „Ihr habt recht! es hält mich ja hier Niemand" — er griff nach seinem Hut und wollte gehen.

Sie stand auch auf, riß den Hut aus seiner Hand und schleuderte ihn in eine Ecke des Gemaches.

„So werdet Ihr nicht von Eurer Freundin scheiden," sagte sie plötzlich mit dem zartesten Schmelz einer weiblichen Stimme. „Ich habe den Lorbeerkranz auf Euer hohes Dichterhaupt gesetzt, wenn auch nur auf Befehl unseres Herrn und Kaisers, und ich bitte Euch jetzt, dies Haupt ein wenig zu neigen, damit ich dies goldene Kettlein um den Hals werfe, der niemals eine Kette tragen will — und nur diese tragen soll zum Angedenken an Elisabeth Behaim."

Es war nicht Zerstreuung einer kürzlich Vermählten, es war Absicht, daß sie ihren Mädchennamen sagte, denn seit sie verheirathet war, hatte sie noch nicht wieder mit Konrad Celtes gesprochen. Vor ziemlich zwei Jahren war er nach Nürnberg gekommen, der Ruf seiner Dichtkunst und Beredsamkeit war vor ihm hergezogen; alle Gelehrten und Doctoren Nürnbergs kamen ihm achtungsvoll entgegen, und Anton Koberger, der damals schon eine große Druckerei besaß, in der vierundzwanzig Pressen arbeiteten, druckte seine Werke.

Konrad Celtes war der Sohn eines fränkischen Bauern Pickel, zu Wipfelde nahe bei Würzburg 1459 geboren. Er sollte seinem Vater in der Landwirthschaft und im Weinbau beistehen und sie später selbst übernehmen. Allein sein Wissensdrang ließ ihm keine Ruhe. Heimlich entfloh er aus der väterlichen Besitzung auf einem Floß den Main und Rhein hinab und ging auf die Universität nach Cöln. Darauf studierte er in Heidelberg und ward Agricola's Lieblingsjünger. Dann besuchte er die Universitäten zu Erfurt, Leipzig und Rostok, aber nicht mehr als Lernender, sondern als Lehrender, dem Humanismus und den humanistischen Studien immer mehr Eingang verschaffend. Durch seine Vorlesungen sammelte er sich so viel, daß er darauf nach Italien gehen konnte, was für die Gelehrten seines Faches damals als Noth-

wendigkeit erschien. Zu Bologna hörte er Philipp Beroaldus den Aelteren, zu Florenz Marsilius Ficinus, zu Rom Pomponius Lätus. Von Venedig aus ging er nach Ungarn und Polen, und von da nach Deutschland zurück, wo er in Nürnberg sich niederließ. Damals — es war im Jahr 1487 — hielt Kaiser Friedrich III. daselbst einen Reichstag und blieb fast ein ganzes Jahr auf der Veste wohnen. Der alte Kaiser, obwohl er damals nur den Reichstag berufen, um von ihm ein Heer zu erbitten, seinen eigenen Geburtsort Neustadt zu schützen, den der sieghafte Ungarnkönig Mathias bedrängte und den Friedrich fürchten mußte fallen zu sehen gleich Wien, und obwohl er aus seinen eigenen österreichischen Erblanden vertrieben, vom Geschick hätte gebeugt sein können, vertrieb er sich doch in Nürnberg die Zeit, als sei er der glückgekrönteste Herrscher. Um den Nürnbergern zu zeigen, daß er auch ein Freund der Wissenschaften und Künste sei — nur die Rechtswissenschaft haßte er und nannte deren Doctoren: Seductores (Verführer) — berief er deren Vertreter selbst um sich und ließ sich von den Meistersängern und Poeten ihre Werke vortragen. Bei einem öffentlichen Aufzug, der auf dem Marktplatz stattfand, bei dem er einige Nürnberger Patrizier, darunter Hans Tucher, zum Ritter schlug, um ihn damit für seine Reise in das heilige Land und die von ihm selbst verfaßte

Beschreibung derselben zu ehren, nahm er auch einen grünen Lorbeerkranz, den er sich auf sammtenem Kissen hatte nachtragen lassen, und ließ Konrad Celtes vor sich führen, um ihn so vor allen Hohen des Reichs und allem Volk öffentlich die Ruhmeskrone des Dichters auf das Haupt zu setzen. Aber als Celtes schon vor ihm kniete, zögerte der Kaiser plötzlich und sandte einen seiner Ritter zu der Erhöhung, auf der Nürnbergs edle Frauen und Jungfrauen Platz genommen. Unter ihnen strahlte vor Allen Elisabeth Behaim durch Schönheit und Anmuth ihres Wesens, wie durch die Pracht ihrer Kleidung hervor — und mit stolzer Haltung folgte sie dem Ritter, der ihr die Botschaft des Kaisers brachte: daß sie als die schönste Jungfrau Nürnbergs den Dichter krönen möge. Bisher hatte sie ihn nur von fern gesehen — nun stand sie dicht vor dem Knieenden und setzte zitternd den Kranz, den sie aus der Hand des Kaisers empfing, auf das edle Lockenhaupt, das sich vor ihr neigte.

Wie hätte nicht das leichterregbare Herz des Dichters erfaßt werden sollen von diesem Augenblick und ihn als den schönsten seines Lebens preisen? Wer, dem jemals für das Ringen und Streben seines Genius eine ähnliche Anerkennung, so überraschend plötzlich und vor allem Volk zu Theil geworden, könnte jemals wieder die höhere Weihe solcher Stunden vergessen? Und wie hätte

Celtes, der schon durch seine Studien des klassischen Alterthums gleicherweise wie durch sein feuriges Dichtergemüth zu dem Cultus der Schönheit sich hingezogen fühlte, nicht immer daran denken müssen, daß er den Lorbeerkranz zwar wohl auf den Wink seines Kaisers, aber doch aus den Händen einer Königin der Schönheit empfing? Er pries Elisabeth als solche in seinen Liedern und verherrlichte sie als seine Muse in wohlgefeilten lateinischen Versen.

Das Geschlecht der Behaim, aus dem sie stammte, galt vor allen nürnbergischen nicht nur als eines der reichsten und angesehensten, sondern auch als eines der gebildetsten und gelehrtesten der Reichsstadt. Elisabeth's Vater besaß in Venedig ein eben so reiches Waarenlager als in Nürnberg und pflegte sich wechselnd an beiden Orten aufzuhalten; auch die Tochter, für alles Große und Neue empfänglich, dabei keine Mühe und Gefahr scheuend, hatte einmal mit ihm einige Zeit in Venedig zugebracht, obwohl damals Frauen nur selten zu reisen pflegten und bei den schlechten und oft gefahrvollen Wegen Vieles erdulden und entbehren mußten, auch wenn sie den reichsten oder höchsten Ständen angehörten. Elisabeth's ältere Brüder waren mehr als gewöhnliche Kaufleute. Nicht nur daß sie sich auf das Geschäft verstanden und durch ihre kühnen Spekulationen und großen Han-

delsverbindungen fast mit allen Völkern der Erde in Verkehr waren, und sich dadurch jene Vielseitigkeit und jenen großen Weltblick erwarben, der nur auf Reisen erlangt wird, hatten sie auch die gelehrten Schulen Italiens besucht und auch daheim den Wissenschaften obgelegen. Besonders war es Martin Behaim, der ein Schüler Johannes Regiomontanus (eigentlich Camillus Johannes Müller) sich mathematischen, astronomischen und andern gelehrten Forschungen widmete und sich gern damit beschäftigte, auch die Kenntnisse seiner Schwester zu erweitern. Jetzt war er freilich seit einigen Jahren entfernt, da er in Handelsgeschäften seines Vaters nach Portugal gegangen war und eben jetzt auf portugiesischen Schiffen mit Admiral Diego Can auf weitem Oceantrieb den Seeweg nach Ostindien zu entdecken, zu dessen Auffindung Martin Behaim's scharfsinnige mathematische Berechnungen die gegründetste Hoffnung gaben.

Der ruhmgekrönte Dichter Celtes fand bald Zutritt in diese ausgezeichnete Familie, welche die Wissenschaft so wohl zu schätzen wußte. Wie empfänglich er auch war für sinnliche Eindrücke und wie auch Elisabeth's Schönheit ihn zu den ersten Versen an sie begeistert hatte und den Wunsch in ihm erregt, bei ihr Zutritt zu erhalten, er würde der schönen Form bald überdrüßig geworden sein, wenn er sie leer gefunden. So aber fand er sie von

einem kühnen, beinah' männlichen Geist belebt, ausgestattet mit allen Kenntnissen, in denen damals keine anderen Frauen so bewandert waren als die Töchter Nürnbergs und Augsburgs, und er verherrlichte sie nun erst recht in seinem von ihr verstandenen Latein als seine Muse.

Elisabeth's Hand fand viele Bewerber, aber sie hatte bisher noch jeden abgewiesen; dem Einen galt sie dadurch für eine stolze Spröde, dem Anderen für eine kalte Gelehrte mit einem Mannesherzen im Busen, und Manche flüsterten von einem Fürsten oder vornehmen Ritter, mit dem sie ein heimliches Verhältniß habe und der um seines Standes willen zögere sie heimzuführen, obwohl sie sich selbst gleich mancher stolzen Patriziertochter Nürnbergs nicht zu gering achte, einem Fürsten zum Altar zu folgen.

Ihr Verhältniß zu Celtes gestaltete sich bald zu dem einer süßen Freundschaft, welche an jene zarten Bande gemahnte, welche meist die französischen Minnehöfe hervorgerufen. Sie war die Herrin und er ihr Dichter. Für alle seine Bestrebungen und Arbeiten fand er in ihrem hochgebildeten Geist ein feines Verständniß und begeisternde Anregung. Wo ihr die eigenen Kenntnisse noch mangelten, da ward er ihr Lehrer, versorgte sie mit allen neuen Büchern und las ihr Alles vor, was er selbst verfaßte. Zuweilen wohl wurde die klare Ruhe dieses schönen Wechselwirkens durch stürmischere Empfindungen

gestört. Zuweilen, wenn sie allein waren — was nicht gerade oft der Fall war, da Elisabeth's Mutter, oder eine jüngere Schwester oder auch ihre Brüder und andere Gelehrte sie oft umgaben — geschah es, daß seine Huldigungen sich nicht nur auf den Vortrag seiner Verse erstreckten, die davon voll waren, sondern daß er ihre Hände küßte und sie in seine Arme zog, oder daß sie selbst einen Kuß der Muse zum Lohn oder zur Weihe des Dichters auf seine Stirn drückte. Dies, für beide beglückende Verhältniß währte weit über ein Jahr — und es hätte vielleicht noch lange so gewährt, wenn nicht die rohe Hand anderer Menschen zerstörend eingegriffen. Es gab auch schon damals genug scheelsüchtige Leute, gemeine Zuträger und unberufene Sittenrichter, die über die stolze Patriziertochter zischelten, welche die ebenbürtigen Bewerber verschmähe, und da der Fürst sie sitzen lasse, an den herzugelaufenen Poeten, den Bauernsohn, der Nichts sei und Nichts habe, sich wegwerfe, daß nun auch Keiner aus den Geschlechtern sie mehr werde zur Ehe haben mögen. Solche Reden wurden auch Elisabeth's Brüdern hinterbracht; seitdem beobachtete sie besonders der älteste Bruder Georg, und als er sie eines Tages wirklich überraschte, wie ihr Lockenhaupt an Celtes Schulter lehnte und sein Arm um ihre Taile geschlungen war, trat er zornig vor Beide hin und warf ihnen mit heftigen Wor-

ten das Unziemliche ihres Betragens vor und erklärte Celtes für einen Verführer und Eindringling, der dem Hause, das ihn freundlich aufgenommen, nur Schande bringe; das habe man aber davon, wenn man mit den fahrenden Poeten sich einlasse, die doch Lumpen blieben, wenn auch ein Kaiser, um dem Volk ein neues Schauspiel zu geben, sie mit einem Dichterkranz kröne.

Elisabeth wollte reden und den Geliebten gegen diese Rohheit vertheidigen, aber Celtes bat sie zu schweigen und sich seinetwegen nicht mit dem Bruder zu erzürnen. „Es ist wahr," sagte er zu diesem, „ich verehre Eure edle Schwester wie meine Muse und meine Herrin, aber nie habe ich meine Wünsche, noch meine Worte bis zu einem Ziel erhoben, das für mich aus doppelten Gründen unerreichbar ist. Ich kenne die veralteten Institutioen und den aufgeblasenen Dünkel dieser reichsstädtischen Geschlechter hinlänglich genug, um zu wissen, daß sie jede Bewerbung eines Mannes, der nicht zu ihnen gehört, und wenn er der Berühmteste der Welt wäre, für eine Beleidigung halten — und ich bin nicht der Mann, weder eine solche zu ertragen, noch eine Gnade von diesen hoffärthigen Bürgern hinzunehmen. Außerdem aber fühle ich, daß es dem Poeten, wenn er seine hohe Sendung ganz erfüllen will, nicht beschieden ist, einen häuslichen Herd zu gründen. Wie mein großer Lehrer

Agricola werde ich nie eine Fessel tragen, weder die eines Amtes noch eines Weibes, und wenn auch arm und entsagend, doch reich und frei in meinem Berufe leben. Findet Ihr nach dieser Erklärung, daß eine so reine, geistige Gemeinschaft wie die meinige mit dieser edlen Jungfrau nicht bestehen kann, ohne ihrem Ruf zu schaden, so muß ich freilich darauf verzichten, denn daß sei ferne, daß ihr durch mich ein Nachtheil erwachse. Dann aber Schande über die Lästermäuler und Splitterrichter dieser Stadt, die das Reine und Hohe verdammen, weil sie es nicht verstehen, das Gemeine und Unsittliche aber ruhig unter sich dulden. Die reinen, seligen Stunden, die mir das poetische Streben mit dieser keuschen Jungfrau gewährte, wagt man zu schmähen — wenn aber Eure achtbaren Ehemänner sich noch ein Zuweib halten, oder Eure edlen Rathsherren in die Frauenhäuser gehen und tausend Gemeinheiten in den Badstuben geschehen, so findet Ihr das ganz in der Ordnung."

Georg Behaim sah sich von dieser ruhigen Würde entwaffnet, er reichte Celtes die Hand und bat ihn mit ihm zu gehen. Man hörte andere Leute kommen, und Elisabeth, unfähig ein Wort zu sprechen, floh in ein anstoßendes Gemach, ohne noch Wort oder Blick für Celtes zu haben.

Georg bemühte sich dem aufgebrachten Dichter das

„ländlich — sittlich" auseinander zu setzen und es endlich wie eine Gnade von ihm zu erbitten, daß er seine Schwester meide. Celtes erklärte sich aus Stolz endlich bereit dazu. Als er sie nach einigen Wochen bei einem Feste wieder sah, näherte sie sich ihm, um ihm zu sagen, daß sie sich mit Herrn Christoph Scheurl verlobt habe.

Celtes wünschte ihr, daß sie glücklich werden möge — sie lächelte verächtlich. Es waren Leute in der Nähe und sie konnten nicht unbemerkt zusammen sprechen. Bald darauf war Elisabeth's Hochzeit. Ihr Gatte war wohl zwanzig Jahr älter als sie selbst und von gewöhnlichem Aeußern, ja er hatte sogar etwas Abstoßendes darin. Man konnte kein ungleicheres Paar sehen, und Niemand begriff, warum Elisabeth eine so unpassende Wahl getroffen. Scheurl gehörte zu den stolzesten oder eitelsten Männern. Er war einer der reichsten Rathsherrn, hatte sich das schönste Haus gebaut und wollte auch die schönste Frau haben — natürlich mußte er sich durch den Besitz Elisabeth's befriedigt fühlen, die ja ein Wink des Kaisers selbst öffentlich dazu erklärt hatte. Er spreizte sich in eitler Geckenhaftigkeit des älteren Mannes an ihrer Seite, und freute sich der Huldigungen, welche ihrer Schönheit und ihrem Geiste wurden, doppelt eitel darauf, daß die gefeierte Spröde, die so viele Bewerber ausgeschlagen, ihm so schnell ihre Hand gegeben.

Celtes hatte zu Elisabeth's Hochzeit ihr ein Carmen gesendet, aber gesprochen hatte sie ihn seitdem nicht wieder.

Und jetzt war er plötzlich bei ihr eingetreten, unangemeldet wie sonst in ihrem Elternhaus — jetzt war es, als versänken die Monate in ein Nichts, in denen sie sich nicht gesehen. Und über ein Jahr versank so — jetzt neigte sie sich wieder über ihn, wie damals mit dem Lorberkranz, da er sie zuerst erblickte.

„O Elisabeth!" rief er aus, „wie werd' ich zu leben vermögen ohne meine Muse? Nein, ich kann nicht fort von Euch, das Leben ist eine Wüste ohne Euch!"

Sie neigte ihre Lippen auf seine Stirn und sagte: „Dies sei mein Abschiedskuß —"

Aber er sprang auf, umschlang sie heftig und sagte: „Nein, ich kann den Abschied nicht ertragen! — O Elisabeth! welch' ein Götterleben war es, das wir führten! Von da an, wo ich Euch erblickte, war ich an diese Stadt gefesselt! der ich sonst immer unstät umhergeschweift, nirgend findend, was ich suchte — mir ward hier ein himmlisches Asyl! Ewig wollte ich hier bleiben, ewig im Strahl Eurer Gunst mich sonnen. Ihr waret die Sonne, die alle Blüthen meines Geistes weckte — ohne Euch ist das Leben eine dumpfe kalte Nacht, in der alle Keime verderben!"

Willenlos, selbst wie eine gebrochene Blume, lag

Elisabeth an seiner Brust und vermochte ihre Thränen nicht mehr zurückzuhalten. „Es hätte Euch ein Wort gekostet, und es war Alles anders!“ sagte sie. „Ihr hab't mich verstoßen!“

„Elisabeth!“ rief er und sah ihr prüfend in die überströmenden Augen, „ich gab nur den Vorstellungen und Bitten Eurer Familie nach um Euretwillen — alle meine sehnenden Empfindungen bezwang ich in heißen Kämpfen, um den Frieden Eures Hauses nicht zu stören —“

„Und der Friede meines Herzens war Euch Nichts?“ fiel sie ihm in's Wort. „O Konrad, ich lebte gleich Euch in einem süßen Taumel, ich fragte nichts nach dem Morgen, da das Heute so himmlisch war. Ich war wie der Epheu, der sich fest um die starke Eiche ringelt — so unauflöslich fühlt' ich mich an Euch gekettet. Da kam die Unglücksstunde, in der mein Bruder mit roher Hand aus dem holden Traum uns weckte. Ihr hießet mich schweigen, und welcher Edelsinn auch aus Eurer Vertheidigungsrede sprechen mochte — mir stieß sie einen vergifteten Dolch in das Herz!“

„Was konnt' ich anders antworten?“ fragte er; „mein Mannesstolz und meine hohe Liebe zu Euch ließen keine andere Antwort zu. Die weite Kluft, die mich von Euch trennt, ward zum Abgrund, der uns Beide ver-

schlang, wenn ich den glühenden Empfindungen Worte gegeben hätte, die mich jetzt zermartern, seit ich mich von Euch fern halten mußte und jetzt, da ich von Euch scheiden soll!"

„O, und Ihr bildetet Euch ein stark zu sein, weil Ihr zu schwach waret, vor den Abgrund zu treten?" sagte sie mit höhnischer Stimme. „Ich aber, die ich zu dem schwachen Geschlecht gehöre, fühlte den Muth in mir, den Abgrund zu überspringen — aber Ihr hießet mich schweigen und erklärtet, daß Ihr niemals Liebe für mich empfunden!"

„Das habe ich nicht gesagt!" rief er, „eine so entsetzliche Lüge ist nie über meine Lippen gekommen — aber ich wußte, daß Ihr mir niemals angehören konntet, und darum, seit ich Euch gefunden, ward es mir klar, daß ich für immer dem Minne- und Eheglück entsagen müßte, weil mein Herz nie einem andern Weibe gehören konnte! O Elisabeth!" fügte er mit leidenschaftlicher Heftigkeit hinzu, indem er zu ihren Füßen stürzte, „das hab't Ihr doch gewußt, daß ich Euer Sklave bin, auch wenn ich mich stellte, als kenne und möge ich keine Fessel?"

„O hättet Ihr nicht die unseligen Worte gesprochen!" versetzte sie, „hättet Ihr mich zuvor gehört! Ich wollte meinem Bruder schildern, wie ich Euch liebe, und

daß ich in Euch einen Ritter des Geistes sehe, davor dies Patriziertthum sich achtungsvoll beugen müsse. Daß ich Euch folgen würde, wohin es auch sei, wenn das Vaterhaus mich vielleicht verstieße. Und wäre dies geschehen, so wären wir zusammen geflüchtet! und hätte sich weder in Deutschland noch Italien ein Asyl für uns gefunden, so wären wir meinem weltumsegelnden Bruder gefolgt und auf einem jener goldenen Eilande, die er schon entdeckt, hätten wir die Stätte der Glückseligkeit gefunden, die keine Menschen dieser verdorbenen Welt gestört! Aber mit kalter Hand schnittet Ihr mir den Weg ab zu diesem Paradies!"

Wie vernichtet barg Celtes sein Haupt in Elisabeth's Schooß. Jetzt erst fühlte er die ganze Allmacht seiner und ihrer Liebe — und jetzt erst erkannte der Sänger der Liebe, wie viel tiefer und kühner die Liebe im Frauenherzen lebte und es zu Kampf und That begeistert, als in der Mannesbrust, die dem Stolz den Vorrang gestattete. Beschämt gestand er: „Solche Größe der Seele, die über alle Vorurtheile sich erhebt, solche Größe der Liebe glaubte ich bei keiner Frau zu finden! Ihr ließet mich nicht ahnen, daß Ihr um meinetwillen Alles opfern könntet!"

„Ich bin auch stolz," sagte sie, „und nach Eurer Erklärung blieb mir Nichts, als mich in den Wunsch

meiner Familie zu fügen, wie Ihr Euch fügtet. Scheurl warb um meine Hand — es erschien mir wie ein Schutz vor mir selbst, wenn ich sie ihm reichte. Ihr hattet sie verschmäht — da war mir ja Alles gleichgültig. Ja, ich bildete mir ein, wenn ich nicht mehr als Mädchen bösem Leumund ausgesetzt sei, könnte ich wieder mit Euch verkehren, meine Liebe auf den Pfad der Freundschaft zurücklenken. Dennoch wollt' ich diesen Schritt nicht ohne Eure Zustimmuug thun. Noch hatte ich das bindende Wort nicht gesprochen, als ich Euch davon sagte — Ihr wünschtet mir ruhig Glück — und damit war mein Geschick entschieden."

„Und da es einmal so ist, da das Entsetzliche geschehen," sagte er nach einer Pause voll stummer Seufzer, heißer Thränen und noch heißeren Küßen, „so lasse uns versuchen, was Du hofftest — sei wieder meine Muse, meine Freundin —"

Sie entrang sich seinen Armen. „Nein," sagte sie zurückweisend, „was ich mir da selbst vorgeredet, war Nichts als verwerfliche Sophistik. Unsere Empfindungen waren rein und schön, und wie auch die Alltagsmenschen sie deuten mochten: wir waren uns ihrer Unschuld bewußt. Jetzt müßten wir sie selbst verdammen, Schande und Ehebruch wäre jetzt, was erst so heilig gewesen! Nun ist kein Selbstbetrug, der kein Verbrechen wäre,

mehr möglich. Nie wären diese Geständnisse über meine Lippen gekommen, wenn ich nicht diese Stunde empfände als einen Abschied für immer! Nun ich Euch noch einmal gesehen und Alles gesagt, werde ich die Trennung von Euch würdig ertragen lernen! Wir dürfen aneinander denken ohne Schuld —"

„Aber nicht ohne Reue!" unterbrach sie Celtes; „o ich Unglücklicher, Kleingläubiger!"

„Auch ohne Reue!" sagte Elisabeth. „Es sollte doch so sein, wie Ihr sagtet: der Dichter soll ohne Fesseln bleiben, und um sich ganz seinem Volke hinzugeben, muß er auf die Hingabe an ein einzelnes Wesen verzichten! In Euren Werken werdet Ihr für mich fortleben, und was auch noch geschehen mag: nie kann mir das stolze Bewußtsein geraubt werden, daß ich die Muse war, die Euch zu Euren edelsten Dichtungen begeisterte!"

„Und ewig werdet Ihr es bleiben!" rief er; „ich will ringen den Lorbeer zu verdienen, den Ihr mir reichtet."

Ein letztes Umarmen — dann trieb sie ihn fort. Aber als er hinaus war, brach ihre gewaltsam bewahrte Kraft zusammen und bis zur Ohnmacht weinend lag sie auf dem Sammetpolster.

Fünftes Capitel.

Eine Zusammenkunft.

An einem Juliabend, dessen Hitze ein Gewitter ahnen ließ, obwohl nur erst einzelne dunkle Wolken drohend über der Burg und den dahinter sich ausdehnenden Reichsforsten standen, ging Ursula Muffel durch die Straßen der Stadt, um ihre Freundin Elisabeth Scheurl zu besuchen. Als sie „unter der Veste" an Meister Wohlgemuth's Werkstatt vorüber kam, sah sie an der Thür desselben einen Mohren in goldgestickter Dienerkleidung stehen. Sie fuhr unwillkührlich zusammen, erröthete und fühlte ihre Schritte gehemmt, als versagten ihr plötzlich die kleinen Füße den Dienst, die doch vorher so hüpfend weitergeschritten. Sie kannte diesen Mohren: nur ein Nürnberger Patrizier hatte einen solchen im Dienst. Herr Hans von Tucher hatte ihn von seiner Reise aus dem Morgenlande mitgebracht, und er war der Diener seines

Sohnes Stephan, der es immer liebte, durch irgend eine Seltsamkeit sich vor den andern Geschlechtern hervorzuthun.

Ursula schielte durch die Fenster der Werkstatt. Da saß Albrecht Dürer und malte emsig, aber er warf einen Blick empor, der auch hinaus auf die Straße und auf Ursula traf; sie lächelte ihm zu, aber er wagte nicht lange aufzusehen, weil schon ein neben ihm farbenreibender Gesell ihn hämisch anrief:

„Was hast Du wieder auf die Straße zu stieren und auf schöne Frauenzimmer Augen zu machen, die Dich nur auslachen, Du Maulaffe!"

Albrecht antwortete: „Wenn eine edle Dame, die bei uns arbeiten läßt, hereinsieht, so ist es doch nicht meine Schuld."

„Nun, nach Dir wird sie nicht gesehen haben," versetzte der Geselle, und hätte gern noch rohe Späsſe an seine Bemerkung geknüpft, wenn nicht Meister Wohlgemuth mit einem Herrn aus dem Nebengemache getreten wäre.

Indeß war Ursula langsam vorüber gegangen und trat in Scheurl's prächtiges Gebäude. Aber so schnell, als sie konnte, eilte sie die Stiegen hinauf. Elisabeth empfing sie mit der ihr eig'nen Würde, doch mit herzlichen Freudenbezeugungen über ihr Kommen.

Aber Ursula war in ungewöhnlicher Aufregung. Sie

zog die Freundin in das Chörlein, von dem aus man die ganze Straße auf und ab und auch bis zu Meister Wohlgemuth's Werkstatt sehen konnte, riß das Fenster auf und sagte dann Elisabeth's Hand erfassend: „Verzeih' mir — ich kam ohnehin Dir Alles zu sagen, an Deinem Herzen mich auszuweinen — aber sage mir, sah'st Du ihn?"

„Wen denn?" fragte Elisabeth verwundert.

„Stephan Tucher," flüsterte Ursula leise und immer mehr erglühend; „dort steht sein Mohr."

„Gesehen hab' ich ihn nicht," antwortete Elisabeth, „aber mein Gemahl sagte mir, er sei seit gestern wieder zurück von Augsburg und Füssen, wohin ihn sein Vater in dringenden Handelsgeschäften geschickt hatte."

Ursula verwandte keinen Blick von der Straße. „Dort steht sein Mohr," sagte sie, „ob er wohl auf ihn wartet?"

„Ich war jetzt nicht am Fenster, ehe Du kamst," antwortete Elisabeth.

In diesem Augenblick aber trat Stephan Tucher wirklich aus Wohlgemuth's Werkstatt, grüßte den ihn zur Thür geleitenden Meister und sprach dann heftig mit dem Mohren, der mit lebhaften Gesten antwortend auf Scheurl's Haus deutete. Seine Blicke auf das Chörlein gerichtet kam jetzt Stephan an ihm vorüber, da nahm Ursula einen Rosenstrauß, den sie zwischen einer abstehenden ge-

stickten Krause an ihrer Brust trug, und warf ihn hinab auf die Straße, daß er vor Stephan's Füße fiel. Er hob ihn auf, aber sah die Geberin nicht mehr, die das Fenster zuwerfend mit einem Strom lang verhaltener Thränen in Elisabeth's Arme fiel.

„Wie lange man auch sich und seinen Schmerz und seine Leidenschaft bezwingen mag," sagte Ursula, „einmal kommt der Augenblick, da es nicht mehr möglich."

Elisabeth seufzte tief — sie hatte das nur zu sehr an sich erfahren. Aber Ursula meinte bei der kalten Freundin, die nur aus Gehorsam gegen ihre Familie oder aus Stolz auf das Geschlecht einen älteren Mann, der kein Gegenstand einer Herzenswahl war, gefreit haben konnte, einer Entschuldigung zu bedürfen und sagte: „Du in Deiner erhabenen Klarheit der Seele weißt freilich Nichts von diesen Kämpfen — aber Du kannst Alles verstehen, was groß und schön ist — gewiß auch meine Liebe!"

Jenes Lächeln, das aus Schmerz und Hohn sich mischte und das so oft Elisabeth's schönen Zügen eine dämonische Beimischung gab, zog auch jetzt darüber hin; das vermochte sie nicht zu unterdrücken, wenn sie auch sonst jedes ihrer Gefühle in Schranken hielt, die sie nur in jener Abschiedsstunde von Konrad Celtes überschritten. Sie wußte, was sie dem Gatten schuldig war, dem sie mit freier Selbstbestimmung ihre Hand gegeben, sie heu-

chelte keine Liebe; aber sie wollte die Welt glauben lassen, daß sie über diese Schwachheit erhaben sei, und auch nicht vor einem vertrauten Mädchenherzen ein Geständniß ablegen, das kein günstiges Licht auf ihren Gemahl und ihre Ehe werfen konnte. Aber daß ihr dieser Vorsatz so vollständig gelang, daß kein anderes Auge auf den Grund ihres Herzens zu lesen vermochte; daß man sie für ruhig und befriedigt hielt, indeß alle Qualen verlorenen Liebesglückes und eines verfehlten Lebens ihren Nächten den Schlaf raubten und am Tage sie antrieben, durch geistige Beschäftigungen oder zerstreuende Vergnügungen vor sich selbst zu fliehen: das veranlaßte jenes bittere Lächeln, mit dem sie viel mehr noch sich selbst und ihr Geschick als ihre kurzsichtige Umgebung verhöhnte.

„Vertraue mir nur," sagte sie mit theilnehmender Stimme; „ich weiß, daß Dich Stephan liebt und daß die Väter sich dieser Verbindung widersetzen; mein Gemahl hat es mir gesagt!"

„Himmel!" rief Ursula, „so ist es schon zum Stadtgespräch geworden?"

„Mein liebes Kind," belehrte die ältere und welterfahrenere Freundin, „wenn Du Dich darüber wunderst, dann weißt Du nicht, wie die Männer sind. Die können nicht wie wir ihre Liebe und ihr Leid still für sich tragen, denen kostet es nicht wie uns ein Erröthen oder die

Furcht, ihre innigsten Gefühle falscher Beurtheilung preiszugeben. Die reden davon auf der Fechtschule und in den Trinkstuben oder wo sie sonst zusammen kommen, und was wir mit künstlichen Schleiern als tiefes Geheimniß bergen, das tragen sie offen zur Schau. Darein müssen wir uns fügen — sogar wenn es ein Beweis ist, daß unsere Liebe eben im Innern ihre Heimath findet, indeß die der Männer von außen stammt und am Aeußern haftet."

Ursula seufzte. Sie hatte es freilich schon erfahren, daß sie Stephan gerade nach dem Bann der Väter mehr als einmal rücksichtslos aufgesucht hatte, und sie so dem Zorn des Vaters wie den Klatschereien der Leute preisgegeben; aber wenn sie ihn auch eben darum abmahnend jene Zeilen geschrieben, deren Uiberbringer Albrecht Dürer war, so hatte sie doch so gern jede Unüberlegtheit und Ausschreitung seiner leidenschaftlichen Liebe vergeben. Und hatte sie nicht eben jetzt zu einer gleichen Unvorsichtigkeit sich hinreißen lassen? War es auch nicht die eigene Mahnung, aus der sie den Strauß warf; konnten nicht so gut wie Stephan selbst andere Vorübergehende sie gesehen und erkannt haben? Sie mußte daher sich und ihn entschuldigen, indem sie der Freundin aufrichtiger beichtete, als selbst dem Priester. Als sie in ihrer Mittheilung bis zu den Blumen gekommen war, die ihr der Malerlehrling als Stephan's Antwort brachte, fuhr sie fort:

„Ich konnte nicht glauben, daß mein Brief ihn dauernd erzürnen werde; hoffte, daß er nur im ersten Aufwallen unbefriedigter Wünsche in meiner Bitte um stilles Harren meine Liebe bezweifeln konnte — da hörte ich, er habe Nürnberg verlassen. Daß er fortgegangen im Grolle und ohne ein tröstendes Abschiedswort, das hat mich bitter gekränkt und mich mit Selbstvorwürfen gequält. Sie wuchsen je mehr, je längere Zeit verging, ohne daß ich von ihm hörte. Da wollte ich heute zu Dir gehen, Dir dies gequälte Herz zu zeigen. Du bist so edel und klar, weißt, was die Sitte verlangt und die Familienehre, und kannst doch sanfte Empfindungen verstehen, und wärest Du selbst auch immer über sie erhaben geblieben und hättest sie nur mit empfunden in den Schilderungen des Celtes und anderer Poeten."

Elisabeth bebte zusammen bei Nennung dieses Namens. Seit sie sich verheirathet und Celtes fort war, hatten die Lästerzungen von ehemals schweigen gelernt, und gerade Alle, die Elisabeth näher standen, ihren Stolz und ihr geistiges Streben — ihre Gelehrsamkeit, wie man es damals nannte — kannten, waren durch ihr späteres Betragen fest überzeugt worden, daß sie Celtes gegenüber Nichts empfunden als die geschmeichelte Eitelkeit, die Muse eines gekrönten Poeten zu heißen, und daß sie ohne Kampf dem Willen ihrer Familie sich fügte, die Celtes von ihr verbannte, als die Welt dies Verhältniß zu misdeuten

wagte. Ursula hatte darum die Freundin nur bedauert, daß ihr durch ein gemeines Vorurtheil der belehrende Freund geraubt ward, durch den ihr wissensdurstiger Geist die beste Nahrung gefunden. Kein Gedanke kam in ihren Sinn, daß sie die zu ihrer Rathgeberin wählte, die jeden Augenblick bereit gewesen alle Schranken zu durchbrechen, nur um dem Geliebten zu gehören, sobald dieser es von ihr verlangt hätte, wie Stephan es von Ursula verlangte. Elisabeth fühlte sich von kaltem Schauer überrieselt und alles Blut drang ihr zum Herzen — unwillkührlich faßte ihre Hand nach seiner Stelle, als könne sie so es zu ruhigeren Schlägen zwingen. Warum mußten sich immer ungleichartige Elemente zusammenfinden? Warum war Celtes nicht so rücksichtslos wie Stephan gewesen, warum war Stephan nicht so rücksichtsvoll wie Celtes? So fragte sie sich — und rang dabei doch nach Worten, Ursula ihre Gedanken zu verbergen, die für sie selbst schon zu viel Bitterkeit und Beschämung hatten, als daß sie je etwas davon hatte mögen laut werden lassen. Endlich sagte sie ausweichend zu ihr:

„Du hast ja schon entschieden, indem Du ihm den Strauß hinabwarfst."

„Es war die unbedachte Handlung eines Augenblickes," entschuldigte sich Ursula, „des Entzückens, daß ich ihn wiedersah. Ich fand seinen Mohren hier auf der

Straße, da konnte ich hoffen, er sei zurückgekehrt; ich konnte den Augenblick nicht vorübergehen lassen ohne ein Liebeszeichen; denn was auch geschehen möge, entsagen kann ich ihm nicht — es sei denn, daß ich mich und mein Elend in ein Kloster flüchtete, dort nur der Erinnerung an ihn zu leben!"

Elisabeth warf den Kopf zurück: „Bist Du so unerfahren, daß Du glaubst, in den Klöstern wohne noch wie einstens stiller Gottesfriede und heilige Ruhe? Vielleicht um irgend einer zugefügten Schmach von der Welt, in der man gelebt hat, zu entgehen, mag das Kloster eine passende Zufluchtsstätte sein; aber so lange uns die Welt noch offen steht, ist es besser, es mit ihr noch zu versuchen. Du bist noch so jung, und wie starr auch der Wille der Väter sein mag, durch Ausdauer kann er vielleicht überwunden und gebrochen werden — Ihr gäbet nicht das erste Beispiel dieser Art."

„O so mein' ich auch," stimmte Ursula freudig bei, und mit der glücklichen Schnellkraft hoffnungsfreudiger Jugend, die so gern glaubt, was sie wünscht, lächelte sie schon im Sonnenschein eines möglichen Glückes.

„Die Tucher kommen zuweilen zu uns," sagte Elisabeth, „vielleicht findet sich eine Gelegenheit den Vater günstiger zu stimmen!"

„O wäre es möglich!“ rief Ursula und fragte weiter: „Aber was sagte Dir Dein Gatte von uns?“

„Nun Du weißt, daß mein Gemahl sich selbst lieber zu den jüngern als zu den älteren Herren hält,“ spöttelte Elisabeth, „wiewohl er sich schon seit geraumer Zeit im kleinen Rath befindet und in manchen Stücken eifersichtig ist auf den alten Tucher. Er hält es darum lieber mit dem Sohn als mit dem Vater, wenn er auch diesem alle äußere Freundlichkeit und Höflichkeit erweis't. Ist es ihm schon widerwärtig, daß sein Geschlecht sich über das seinige erhoben und für einen Scheurl nun gar keine Aussicht mehr ist, es bis zum Loosunger zu bringen, so verdrießt ihn auch Alles, was Hans von Tucher vor ihm voraus hat. Als sich dieser das prächtige türkische Haus hatte bauen lassen, eilte Scheurl sich dies Haus wo möglich noch prächtiger zu bauen, wenn auch auf gut deutsche Art, denn er will nicht etwa den Tuchern nachahmen, sondern sie überflügeln. So gönnt er es dem altem Loosunger, wenn ihm mit seinem Sohne nicht Alles nach Wunsch geht, und erzählte mir mit wahrem Vergnügen, daß Stephan eine Wahl getroffen, die dem Vater nicht recht sei, und daß Stephan geschworen Dich besitzen zu müssen, es koste was es wolle. Aus Freundschaft für den Sohn und aus Neid gegen den Vater kannst Du also meinem Gemahl vertrauen und auf seinen Beistand rechnen, wo er möglich ist.“

Ursula hörte diese tröstenden Worte mit Entzücken, und Elisabeth war klug und zart genug, ihr den wahren Beweggrund von Scheurl's Sympathie für Stephan Tucher zu verbergen, den ihr Gemahl ihr mit den Worten enthüllt hatte: „Dem alten Tucher gönn' ich's, die Demüthigung zu erleben, daß eine Muffel in sein Geschlecht kommt. Die Schande wird ihn wohl ein wenig beugen."

„Ach, wenn ich ihn nur erst wiedersehe!" seufzte Ursula.

In diesem Augenblick trat ein Diener ein und überreichte der Hausherrin auf vergoldeter Schale von gediegenem Silber einen prachtvollen duftenden Strauß von purpurnen Granaten mit blühender Orangie, und meldete, daß draußen der Mohr des Herrn Tucher stehe und bringe mit ehrfurchtsvollem Gruß seines Herrn diesen Strauß für die Dame, die vorhin aus dem Fenster den ihrigen verloren. Elisabeth nahm den Strauß und beauftragte den Diener: „Vermeldet Herrn Tucher meinen Gruß, und ich erwarte, daß er den Dank für diesen Ritterdienst noch heute selbst sich hole."

Nachdem der Diener hinaus war, steckte sie den Strauß an Ursula's bebende Brust, indeß diese rief: „Um Gotteswillen, was hast Du gemacht? — wenn er wirklich käme? — ich muß gehen —" Sie sprang angstvoll auf.

„Undankbares Kind!" lachte Elisabeth, „in dem-

selben Augenblick, da Du nach dem Geliebten seufzest, lockt ihn Dein Seufzer herbei, daß man wirklich an Zauberei glauben möchte, wie jetzt anfängt gang und gebe zu werden — und nun willst Du davonlaufen! Ich dachte, Du würdest meine Klugheit und Aufopferung bewundern, mit der ich jetzt Alles auf mich nehmend Dich ganz aus dem Spiele ließ! O bitte, verstelle Dich nur nicht, nachdem Du schon gebeichtet!" Damit schob sie die Freundin wieder auf das Sopha, und während diese stumm, unruhig, beschämt und mit Thränen in den Augen dasaß, die zugleich Beschämung und Stolz, Furcht und Hoffnung, Freude und Schmerz und eigentlich doch nur Liebe verkündeten, scherzte Elisabeth weiter, indem sie den gesandten Strauß noch einmal zur Hand nahm:

„Da sieht man, daß die Männer von Nichts etwas verstehen! Der Strauß ist viel zu groß, um angesteckt zu werden; ein Viertel davon reicht dazu hin, das übrige bildet noch ein Diadem für Dein Haar."

Und während so Ursula sich stillgewährend schmücken ließ, sagte sie auf's Neue bedenklich: „Aber wenn mein Vater erfährt, daß ich trotz seinem Verbot wieder heimlich mit Stephan zusammengekommen?"

„Heimlich?" antwortete Elisabeth stolz, „dann würde mich Dein Vater wohl zu jenen alten Kupplerinnen werfen, welche die Genannten öffentlich mit den Staubbesen

und dem Pranger bestrafen lassen und sich heimlich doch ihrer selbst bedienen? Beruhige Dich, mein Gemahl und meine Brüder werden uns bald Gesellschaft leisten, und Du konntest am Wenigsten wissen, daß Du Stephan hier treffen würdest, da Du erst hier seine Rückkehr erfuhrst. Uibrigens fragt es sich ja auch noch, ob er kommt."

Aber in diesem Augenblick hörte man schon einen schallenden Sporentritt auf der Stiege — Ursula kannte diesen Tritt, in dem so viel Stolz und Gewalt lag, daß die Treppen unter ihm bebten. Bald darauf öffnete ein Diener die Flügelthüre und Stephan trat ein; an seinem dunkelgrünen Wamms trug er Ursula's Rosen.

Elisabeth bewillkommte ihn als Hausfrau und sagte mit schalkhaftem Lächeln: „Es thut mir leid, daß Ihr über den Strauß im Irrthum waret und zwar in einem zwei- und dreifachen: einmal bestand er nicht aus orientalischen Granatblüthen, sondern aus bürgerlich deutschen Rosen; dann war es nicht die Hausfrau, die ihn verlor, sondern ihr Gast, und dann ward er auch nicht verloren, sondern — geworfen. Ich selbst bin Euch also keinen Dank schuldig für Euren Ritterdienst, und wenn ich Euch dennoch ersuchen ließ, ihn in meiner Behausung Euch zu holen, so sehet, ob Ihr das dennoch vermöget. Erlaubt, daß ich mich jetzt einen Augenblick von Euch entferne, um meinen Gemahl von Eurer Gegenwart zu unterrichten."

So verließ sie mit heiterem Antlitz und edlem Anstand das Zimmer — und das liebende Paar drinnen ahnte nicht, welch' quälendes Feuer unbefriedigter Sehnsucht sich hinter diesem schönen Gleichmuth verbarg, und wie es das eigene Glück aus der Hand eines Wesens empfangen, das mit gebrochenem Herzen auf das gleiche Glück verzichten mußte. Oder vielmehr das Paar dachte gar nicht an sie, denn die Liebe ist immer egoistisch und denkt nur an sich selbst.

Stephan und Ursula brachten es lange zu keiner andern Erklärung, als zu Ausrufungen und stürmischen Liebkosungen. Bei ihm waren jene mit Vorwürfen der Kälte und Grausamkeit und diese mit ungezügelter Leidenschaftlichkeit gepaart. Ursula war in seinen Armen wie eine weiche, glühende und doch zarte Rose, die der Sirocco umtobt. Ihre Schwüre und Thränen, ihre Schilderung dessen, was sie gelitten, daß er ohne Abschied von ihr gegangen, besänftigten ihn endlich.

Er sagte: „Ich wollte Dich nicht wiedersehen, Dich vergessen, weil Deine Liebe kein Opfer zu bringen vermochte. Es kam mir eben recht, daß an demselben Tag, wo Deine Zeilen den Bann über mich aussprachen, mein Vater eine Botschaft von Herrn Fugger erhielt, daß eine Waarensendung für uns, die von Venedig gekommen, zwischen Augsburg und Füssen verloren gegangen sei. In

Füssen war sie abgegangen, aber in Augsburg nicht angekommen, und wir wußten nicht, ob hier Gewalt der Raubritter oder eine Veruntreuung dor Fuhrleute die Schuld davon trage. Ich erbot mich sogleich selbst dahin zu reisen, und mein Vater war wohl damit zufrieden. Noch am selben Abend ritt ich davon. In den zwei Monaten, die ich fort war, gelang es mir wohl, die Räuber unseres Gutes zu entdecken und dasselbe zum großen Theil wieder zu erlangen; aber mit meinem eigenen Herzen bin ich nicht fertig geworden, das blieb mir geraubt; und ich mußte wieder zurück gen Nürnberg, ob ich vielleicht da es wieder heraus bekäme."

„Du bekommst es nimmer wieder, wenn ich Dir auch zeigen will, wo es hingekommen," lispelte Ursula mit schmeichlerischem Lächeln und drückte seine Hand an ihr klopfendes Herz.

Er nahm sie auf seinen Schooß und flüsterte kosend: „Sieh, dort bei Füssen ist die Gegend ein Paradies, als habe der Herr es eben erst erschaffen. Dort schäumt der Lech in einem wilden Wasserfall von den Höhen, und ringsum stehen himmelhohe Berge mit grünem Wald bedeckt. Tief unten in den Thälern blinken kleine Seen wie Sterne, die vom Himmel gefallen. Doch nein! ich dachte bei ihnen nur an Deine Augen! Da kam ich dicht bei ihnen an ein kleines Schlößlein, da-

hinter stand ein Bergriese, der hohe Säuling, es zu bewachen, und von allen Seiten schloßen Berg und Wald es ein. Dort dacht' ich, wenn Du bei mir wärest — nur Dir und unserer Minne zu leben — dort wäre das Paradies dann in Wirklichkeit. Von dem Fürstbischof von Augsburg, der jetzt in Füssen seinen Sitz aufgeschlagen, erfuhr ich, daß jenes Schlößlein einem habgierigen Edelmann gehört, der es gern für einen guten Preis verkaufen würde — folge mir dahin, jetzt, gleich, wenn Du willst, und der Fürstbischof, der mir wohlgewogen, würde es schon vermitteln, daß auch der Segen der Kirche uns nicht fehle."

Ursula hatte erst wie zu einem süßen Traume selig gelächelt, aber jetzt traten Thränen in ihre Augen, sie machte sich von ihm los, glitt zu seinen Füßen nieder und flehte: „Schone die Schwäche einer liebenden Jungfrau! Du zeigst mir ein Paradies — aber der Fluch des Vaters, die Gebote Gottes und der Sitte stehen an seinem Eingang — ich möchte über seine Schwelle, und weiß doch, daß mein Gewissen uns mit seinen Qualen jeden Genuß vergiften wird, wenn ich sie überschritten."

Stephan sprang ungeduldig auf und zog sie empor, er blickte sie vorwurfsvoll und düster an und schwieg. Mit zitternder Stimme begann Ursula wieder:

„Wir sind noch jung und können noch warten, können durch treues Aushalten das Glück der Minne uns verdienen. Wenn wir fest und treu sind, können wir den starren Sinn der Väter noch brechen. Sieh', eben jetzt hat mir Elisabeth Hoffnung gemacht, daß ihr Gemahl Mittel finden werde, Deinen Vater mit Deiner Wahl zu versöhnen, dann werden meine Bitten auch den meinigen leicht erweichen. Und wenn ich auch Dir folgen wollte — gleich wäre es ja doch nicht möglich — und sobald mein Vater weiß, daß Du wieder hier, läßt er mich gleich einer Gefangenen bewachen, daß jedes Entkommen unmöglich. Und denke, wenn man uns verfolgte, entdeckte — dann hätten wir für immer die Hoffnung verscherzt, daß die Väter uns gewährten, was wir frevelhaft ihnen und der Sitte trotzend, uns erzwingen wollten. Dann bliebe mir nur das Kloster! — Horch, ich höre Draußen kommen, gib mir noch einen Kuß zum Zeichen, daß Du mir nicht zürnst — und dann wollen wir in Gegenwart der Andern uns der Stunden freuen, die uns doch vergönnt sind, nebeneinander zu verweilen."

Wie hätte er nicht versöhnt sein, im Innern den edleren Sinn der Jungfrau erkennen und ihr zustimmen sollen, ja sie um so höher ehren, daß sie seinen verführerischen Bitten widerstand, wenn auch seine sinnlichere Natur es anders verlangen mochte?

Es war gut, daß die Eintretende nur Elisabeth war, weil sie das Paar noch mit vereinten Lippen sah.

Stephan ergriff Elisabeth's Hand, indeß Ursula in ein kleines Nebengemach entschlüpfte, um ihr in Verwirrung gerathenes Haar zu ordnen, und sagte: „Ihr nehmt alles Edle, Hohe und Schöne in Euren Schutz: die Künstler wie die Gelehrten und die Dichter — und so auch ein liebendes Paar, dem man keine Zufluchtsstätte lassen will. Euch, hohe Frau, danke ich dies glückliche Wiedersehen und vertraue ferner die Geliebte Eurer Huld."

„Werdet Ihr jetzt hier in Nürnberg bleiben?" fragte Elisabeth; „ich möchte Euch rathen, was Ihr schon jetzt gethan, noch einmal und freudiger zu versuchen, seit Ihr Euch auf's Neue von Ursula's Liebe überzeugt hab't. Nicht um sie zu vergessen, sondern um sie zu verdienen, möcht' ich Euch in der Fremde wissen. Wenn Ihr Thaten thut oder Geschäfte leitet, welche Euch den Beifall Eures Herrn Vaters erwerben müssen und unabhängig von ihm machen, so erwerbt Ihr Euch auch vielleicht als Lohn seine Einwilligung — oder das Recht, sie zu erzwingen."

„O Ihr hab't Recht," rief Stephan, „Ihr les't in meinem Innern; ich dürste längst danach, etwas Großes, ein kühnes Unternehmen zu vollbringen, um mir Ursula

dadurch zu verdienen, wie die Ritter der Heldengedichte mit Drachen oder Legionen von Feinden kämpften zur Ehre ihrer Dame, und dann erst des süßen Minnelohns sich würdig fühlten."

Uiber Elisabeth's Züge flog das ihr eigenthümlich höhnische Lächeln. Sie kannte diese sybaritisch gewöhnten Patriziersöhne, die wohl einmal ihre Kraft an ein verliebtes Abenteuer wagten, aber selten zu einem ernsten Streben sich ermannten. Sie dachte, daß Stephan diese Antwort doch nur gab, um nicht durch ihre Worte beschämt zu sein, und daß er wohl in diesem Augenblick so fühlen möge, aber daß von solchen schönen Empfindungen noch lange nicht auf ihre Ausdauer zu einer edlen Wirksamkeit zu schließen sei.

Sie antwortete ihm jedoch in feiner Zustimmung, aber bald war dies Zwiegespräch durch den Eintritt Christoph Scheurl's unterbrochen, welcher kam, um die Damen zur Tafel zu führen. Er begrüßte Stephan freundlichst, nahm dann den Arm der wieder zurückgekommenen Ursula, indeß Elisabeth den ihrigen in den Stephan's legte.

So gingen sie auf weichen Teppichen durch weite Corridore in ein abgelegeneres Prunkgemach, das mit fürstlicher Pracht eingerichtet war. Hier fanden sie noch einige Herren, Elisabeth's Brüder, den Propst Anton Kreß, Herrn Martin Ketzel und einige andere Genannte.

Sie nahmen an der reichbesetzten Tafel Platz. Man speiste nur von silbernen Tellern, die köstlichsten Gerichte aus silbernen Schüsseln und trank Wein von Cypern oder dem vaterländischen Rheingewächs zur Auswahl aus goldenen Pokalen von zierlich getriebener Arbeit. In der Mitte als Tafelaufsatz standen zwei hohe Figuren von getriebenem Kupfer, aber versilbert, welche Wasser aus einem in der Mitte befindlichen hohen Bassin schöpften, aus dem eine Fontaine in die Höhe sprang. Wer Wasser zu trinken begehrte, der hielt seinen Becher hin, und die eine der schöpfenden Figuren, der Herr oder die Dame, goßen es hinein.

Man lobte und bewunderte das Kunstwerk, obwohl damals ähnliche Automaten, Druck- und Uhrwerke keine Seltenheit waren, und in den Häusern der Reichen und Kunstfreunde nicht fehlen durften, und Scheurl sagte: „Ich habe es bei dem Harfenspieler Hans Frey machen lassen, der in diesen Dingen ein sehr kunsterfahrener Mann ist.“

„Nicht wahr,“ sagte der Popst, „er hat ein eigenes Haus auf der Zisselgasse und eine sehr hübsche Tochter Agnes?“

„Ei,“ lächelte Scheurl, „Euer Hochwürden merkt sich doch gleich die Häuser an den hübschen Mädchen, die darinnen wohnen.“

„Nun, nun,“ antwortete der Propst schmunzelnd, „die Agnes ist noch ein kleines Dingelchen von zwölf Jahren, und ich bewundere mehr noch als ihr kluges niedliches Gesicht ihren Fleiß, denn man kann nie dort vorüber gehen, ohne sie die Spindel emsig drehen zu sehen.“

Indeß wandte sich Elisabeth an Martin Ketzel, einen älteren mittelgroßen Mann mit wettergebräuntem Gesicht, in dessen Zügen etwas von bigotter Gedrücktheit und kühner Unternehmungslust sonderbar miteinander contrastirte, und sagte:

„Ihr hab't uns noch wenig von Eurer Reise in's gelobte Land erzählt, da Ihr doch heute zum Erstenmale in unserer Gesellschaft seid und nur erst wenige Tage zurück. Hab't Ihr nun diesmal das Maaß der Entfernung der heiligen Stätten glücklich bis nach Nürnberg gebracht?“

„Ja,“ antwortete Herr Ketzel, „und ich bin nicht sobald zurückgekommen, als ich schon das Rieter'sche Haus gekauft habe, das als Pilatushaus soll angesehen werden, und der wackere Steinmetz Adam Kraft soll mir die sieben Fälle Christi in Stein hauen und ein Kapellein setzen, als stünd' es auf dem Calvarienberg. Von jenem Haus am Thiergärtnerthor aus durch die Seilersgasse bis auf den Kirchhof trifft die Entfernung gerade mit meinem Maaß. Dann wird man nicht mehr über mei-

nen Verlust lächeln, sondern erkennen, daß ein rechter Mann mit Geduld, Muth und Ausdauer doch durchsetzt, was er sich einmal vorgenommen, und sollt' es auch einmal scheinen, als sei schon Alles verloren — wie mein Maaß."

„Das ist eine Lehre für Euch, Herr Stephan," flüsterte Elisabeth diesem über den Tisch zu.

Herr Martin Ketzel war nämlich vom frommen Eifer getrieben, schon im Jahre 1477 mit den thatenreichen Herzog Albrecht von Sachsen in das heilige Land gezogen, um dort die Entfernungen der heiligen Stätten vom Pilatushaus nach allen Orten bis auf Golgotha, wo sich bei der Hinausführung Christi Merkwürdiges ereignet hatte, auszumessen und in Nürnberg kunstreiche Erinnerungsmale errichten zu lassen. Als er zurück kam, hatte er das Maaß verloren. Aber er verzweifelte darum nicht, sondern ging einige Jahre später im Gefolge Herzog Otto's von Baiern noch einmal nach Palästina, und war eben jetzt zurückgekehrt.

Aber der fromme Eifer, welcher die Kreuzzüge hervorgerufen, und der Antheil, den man den heiligen Stätten zollte, gab sich nur noch in vereinzelten Erscheinungen kund und konnte keine allgemeine Theilnahme mehr erwecken. Mehr als nach dem alten heiligen Land drängte der Geist der Zeit vorahnend nach einer neuen Welt,

wenn auch die kühnen Seefahrer vor der Hand nichts weiter begehrten, als einen neuen Handelsweg nach Ostindien. Und die Nürnberger Kaufleute, die hier versammelt waren, die noch nicht berechnen konnten, wie durch die neuen Entdeckungen der Handel eine andere Gestalt annehmen, und ihre große Landhandelsstraße von Nürnberg und Augsburg über Füssen und Kempten nach Venedig veröden werde, sprachen voll froher Theilnahme mit den Geschwistern Martin Behaim's von diesem berühmten Landsmann, von dem man mit äußerster Spannung auf neue Nachrichten wartete.

Indeß, nachdem man sich nach deutscher Art lange genug von fremden Welttheilen unterhalten, kam man endlich auch auf das deutsche Reich, und Christoph Scheurl sagte zu Stephan und den beiden Damen:

„Ihr wißt wohl die große Tagesneuigkeit noch nicht, deren Kunde ich vorhin vor Eurer Anwesenheit durch einen Boten aus Frankfurt empfing, den mir ein Geschäftsfreund sandte: König Max wird in acht oder vierzehn Tagen mit dem Markgrafen Friedrich nach Nürnberg kommen.“

„Ei, so kommt er endlich einmal, er hat uns lange genug warten lassen!“ sagte Elisabeth.

„Sprecht Ihr „uns“ auf gut nürnbergisch?“ fragte der Propst, „oder sprecht Ihr nur als Frauenzimmer?

Dann klänge es fast wie die Worte der edlen Maria von Burgund, die Gott selig haben möge, und die auch zu ihm sagte: „er sei das edelste deutsche Blut, nach dem sie lange venlangt habe.“ Dann nehmt Euch in Acht, denn König Max ist allen schönen Frauen gefährlich, und sie sind es auch ihm, trotzdem er sich noch nicht hat entschließen können, einen Ersatz für seine Maria zu suchen.“

„Ich meine, Ihr wißt, daß ich gut nürnbergisch bin,“ antwortete Elisabeth, ohne in Verlegenheit zu kommen, „und kein Potentat, der es nicht ist, wird mir besonders werth sein.“

„Von König Max muß sich das erst zeigen,“ sagte Georg Behaim; „er ist bisher nur in die niederländischen Händel verstrickt gewesen, und im Reiche ist ja noch immer sein alter Vater das Haupt.“

Christoph Scheurl sagte: „Bis jetzt war er immer nur ein Fürst ohne Land; denn wenn er auch schon bei seiner Vermählung die Titel vieler Herzogthümer und Grafschaften und bei seiner Krönung vor drei Jahren in Aachen den des römischen Königs empfing, so ist ihm doch erst jetzt, wo der alte Erzherzog Sigismund ihm Tirol und seine schwäbischen Länder als sein Erbe überwies, die erste Fußbreite Landes und die ersten eigenen Einkünfte zugekommen. Das ist gut für Einen, der so lange nur von einem filzigen Vater, der selbst Nichts

hatte, wenn ihm nicht Reichshilfe ward, abhängig gewesen."

„So ist nun auch wirklich der Friede mit Frankreich zu Stande gekommen, wie es schon gestern hieß?" fragte Stephan; „habt Ihr genaue Nachrichten darüber, Herr Scheurl?"

„Ganz genaue," versetzte dieser, und lächelte selbstbefriedigt, als wolle er andeuten, es sei unmöglich einen solchen abzuschließen, ohne daß er mit in's Vertrauen gezogen sei. „Der französische Gesandte kam sehr gelegen auf dem Reichstag an, den König Max jetzt auf eigene Hand in Frankfurt hielt, um vom Reiche nicht weniger als vierzigtausend Mann zu fordern zum Kriege in den Niederlanden und Oestreich. Die Reichsstände handelten die Forderung aber glücklich herunter auf „die eilende Hülfe" (sechstausend Mann stark), wovon nur zweitausend Mann gestellt waren, als der französische Gesandte mit Friedensbedingungen erschien, die für Max äußerst vortheilhaft waren, und so ward denn am zweiundzwanzigsten Juli der Friede geschlossen. Indeß nur der tapfere Herzog Albrecht von Sachsen die Flamänder vollends unterwerfen soll, wird Max zum alten Kaiser nach Linz reisen, da der Waffenstillstand mit König Mathias wieder zu Ende geht — und auf der Durchreise wird er hier sich einige Tage ruhen."

Man sprach von den Vorbereitungen, die zu dem Empfang des Königs zu machen wären, und da nun der aus immer neugefüllten Bechern maaßlos getrunkene Feuerwein anfing die Köpfe und Sinne zu erhitzen, die Männer die Worte noch weniger wogen als vorher, so daß mitunter Schimpfworte fielen und rohe, derbe Späße laut wurden, welche die weiblichen Ohren, obwohl sie schon an manchen Kraftausdruck gewöhnt waren, verletzten, so winkte Ursula Elisabeth sich zu entfernen.

Sie standen auf, und Stephan wollte Ursula heimbegleiten, aber auch sein Gesicht glühte von Wein, und sie brachte ihn endlich dadurch zum Bleiben, daß sie erklärte, wie ihr Vater ihr schon zwei Diener zum Geleit geschickt, die dann seine Gegenwart verrathen würden.

Auch Elisabeth ging in ihr stilles Frauengemach, indeß die Männer noch lange zechten und lärmten.

Sechstes Capitel.

Maxmilian I.

Der fünfzehnte August 1489 war der Tag, an welchem die Nürnberger den künftigen Kaiser und jetzigen römischen König zum Erstenmale in ihren Mauern zu empfangen erwarteten.

Die Nürnberger waren ein stolzes, eigensinniges Völkchen. Sie legten nicht etwa ein großes Gewicht auf die Gunst und Gegenwart gekrönter Häupter, denn sie meinten dazu nicht sonderlich Ursache zu haben. Was war denn in ihren Augen solch' eine blutige Krone eigentlich werth? Oft nicht halb so viel, als die in den Niederlagen der Tucher oder Behaim, der Ebener oder Haller aufgestapelten Waaren! Die meisten dieser Fürsten hatten ja kein Geld, sondern mußten es erst von ihren Unterthanen erbitten, oder durch die Brandschatzungen belagerter Länder sich zusammenrauben, und selten lebte Einer fried-

lich im Besitz seiner Länder, sondern ward ewig in Athem gehalten von dem unruhigen Nachbar. Oft genug mußte ja der Rath von Nürnberg aushelfen mit Geld und Truppen, und daneben noch sich selbst beschützen gegen die Plackereien der Raubritter, welche die Fehdelust ihrer fürstlichen Herren untereinander nachahmten und auf ihren verwitterten Burgen von den Gütern lebten, die sie auf der Landstraße geraubt. Ein Nürnberger Raths- und Handelsherr sah verächtlich auf diese Leute herab und freute sich seines reichsstädtischen Wohlstandes, und ganz Nürnberg rühmte sich, keinen andern Herrn über sich zu erkennen, als den Kaiser. Aus denselben Gründen war auch der Respekt vor diesen Kaisern nicht gar groß, von denen auch nur wenige Kraft genug besaßen, das Reich in Ordnung zu erhalten und der hohen Würde sich erfreuen zu können; aber Manches, was auf diese kaiserliche Majestät sich bezog, gehörte mit zu den besondern Privilegien Nürnbergs, und auf deren Bewahrung hielt die Stadt mit eigensinniger Unverbrüchlichkeit. Dazu gehörte das Recht, die Reichskleinodien in der Heiligengeistkirche aufzubewahren, und die Verpflichtung jedes Kaisers seinen ersten Reichstag in Nürnberg zu halten. Dadurch eben, daß sie den Kaiser selbst zuweilen in ihrer Mitte hatten, daß er bei ihnen Wohnung nahm, an ihren Festen sich betheiligte, mit den Rathsherren zechte und mit ihren

schönen Frauen tanzte, fühlten sie sich stolz in ihrem Rechte keine Mittelsperson zwischen sich und ihm nöthig zu haben, denn mit den einzigen, die es etwa gab, den Grafen von Zollern und Brandenburg, die sich auch Burggrafen von Nürnberg nannten, hatten sie ewige Streitigkeiten über unklar bestimmte Gerechtsame.

In der That waren diese Verhältnisse sehr verwickelter Art. Auf der Veste von Nürnberg hatte ein Burggraf seinen Sitz, der als kaiserlicher Statthalter das Landgericht über das außerhalb der Stadt gelegene nürnbergische Gebiet zu hegen hatte. Schon seit langer Zeit waren die Burggrafen zu Nürnberg aus der Familie der Zollern und Abenberg. 1427 verkaufte Markgraf Friedrich von Brandenburg die Ruinen der Veste Nürnberg (die Ludwig der Bärtige 1420 in einer Fehde mit dem Burggrafen Johann hatte niederbrennen lassen, wobei die Nürnberger zwar nicht direkt, aber indirekt betheiligt waren, indem sie „still saßen“ und nicht löschen halfen) mit ihrem Zubehör und Gerechtsamen an die Stadt Nürnberg. Der Kaiser Sigismund bestätigte den Kauf und belehnte die Stadt mit den vom Burggrafen abgetretenen Rechten. Dadurch glaubten die Nürnberger, welche die Veste wieder aufbauten, einen großen Vortheil erlangt zu haben. Aber dieser Handel war nur die Quelle neuer Streitigkeiten mit dem unruhigen Nach-

barn. Das Burggrafenthum Nürnberg theilte sich früher in zwei Linien: in die Fürstenthümer Baireuth oberhalb Gebirgs und Anspach unterhalb Gebirgs. Beide Linien vereinigte Markgraf Albrecht Achilles (er hatte diesen Beinamen wegen seiner Schönheit und Ritterlichkeit) von Brandenburg-Anspach, der Nürnberg heftig bekämpfte und ihm in acht Schlachten den Sieg abgewann. Er starb 1486 in Frankfurt, als Max I. zum König gekrönt ward, und sein Sohn Friedrich der Aeltere ward sein Nachfolger.

Dies war der Markgraf Friedrich von Brandenburg, der jetzt sammt seinen Mannen mit dem deutschen Reichsheer nach den Niederlanden gezogen war, als Max auf der Kranenburg zu Brügge gefangen saß. Jetzt war er mit auf dem Reichstag zu Frankfurt, und ward nun auf der Veste mit dem römischen Könige erwartet.

Uiberall waren die glänzendsten Vorbereitungen zu seinem Empfange getroffen worden. Fast schien es, als habe man den ganzen Reichsforst geplündert, die Stadt in einen Garten mit grünen Bäumen zu verwandeln. Hinter dem Thor, durch das er kommen mußte, war eine Ehrenpforte mit zierlich in Holz geschnitzten Spitzbogen erbaut und zeltartig mit prachtvollen, in Nürnberg selbst gewebten Stoffen in den drei Farben des deutschen Reichs überkleidet. Dazwischen waren auch die Stricke

verborgen, an welchen kleine Kinder schwebten, die an ihren weißen Kleiderchen goldene Flügel hatten und sich, wenn sie auch Engel vorstellen sollten, in ihrer gefährlichen Lage keineswegs wie im Himmel befinden mochten. Zwei der schönsten Jungfrauen standen oder schwebten vielmehr auch nur auf hohen Piedestallen zu den Seiten dieses kleinen gothischen Baues. Die tadellosen Gestalten waren nur wenig von dünnen, flatternden Gewändern und Blumenguirlanden verhüllt und trugen goldene, blumengefüllte Füllhörner, deren Inhalt auf den Erwarteten zu schütten. Andere, minder anstößig gekleidete Mädchen standen zum Blumenstreuen bereit. Der Magistrat hatte sich in glänzender Amtstracht auf dem Rathhaus versammelt, dem König entgegenzuziehen. Voran die beiden Loosunger Hans von Tucher und Wilhelm Holzschuher, dann die drei obersten Hauptleute, die sieben älteren Herren, alle Bürgermeister und Schöppen, der ganze große und kleine Rath, darunter auch Christoph Scheurl, sein Schwiegervater Martin Behaim und Gabriel Muffel. Auch die Genannten und Patriziersöhne hatten sich eingefunden, im Reichthum einer ausgesuchten Tracht einander gerade so wie die Frauen überbietend, und unter ihnen war es Stephan Tucher gelungen, sich am Meisten hervorzuthun. Alle Zünfte mit ihren Fahnen standen bereit, die Meister voran, gefolgt von dem langen Schweif

der Gesellen und Lehrlinge. Auch die Steinmetzen der Nürnberger Baubrüderschaft fehlten nicht, der blonde Hieronymus trug ihre Fahne und hielt sie hoch empor, damit sie mit den goldenen Zirkeln auf strahlendem Himmelblau dem König entgegenwinke, der schon einst auf einen Hüttentag zu Wien sich selbst als Mitglied der Bauhütte hatte aufnehmen lassen und ein Baubruder geworden war. Von allen Häusern zogen sich grüne Festons über die Straßen oder unter den Fenstern hin, aus vielen derselben hingen kostbare Teppiche nach venetianischer Sitte, welche man hier so gern nachahmte, und im gewähltesten Putz schauten die Frauen daraus hervor. Durch die Straßen, durch welche der Zug kommen mußte, drängte sich die Menschenmenge Kopf an Kopf, kaum in Schranken gehalten von den Rathsdienern, Stadtschützen und Bütteln, die seit einem Jahrzehent mit Wehren versehen worden waren, um sich mehr Respekt verschaffen zu könen.

Ein dreimaliger Stoß in ein großes Horn auf der Veste, das Kaiser Friedrich bei seiner letzten Anwesenheit daselbst hatte anbringen lassen, das seitdem aber außer Gebrauch gekommen, gab endlich das Zeichen von der Ankunft des Ersehnten. Alles gerieth in Bewegung, selbst die Rathsherren auf dem Rathhaus, die Züge ordneten sich, die Volkshaufen auf den Straßen machten den Stadt-

schützen immer größere Noth, und die Frauen legten sich so weit aus den Fenstern, daß man von manchen fürchten konnte, sie möchten gar hinausfallen.

Der Zug kam nicht durch die Straße, in welcher Ursula wohnte, darum war sie zu Elisabeth gegangen. Da standen sie wieder Beide in dem zierlichen Chörlein, von dem aus sie so bequem auf die Straße sehen konnten und den Ankommenden gerade in's Gesicht. Sie hatten die großen Fenster ganz geöffnet und wurden so auch hier mehr gesehen, als an jedem andern Platz. Unwillkürlich lenkten sich schon alle Blicke nach dem überhaupt noch ganz neuen und darum ganz blank aussehendem Hause, an dem auch jetzt sein Besitzer nichts gespart hatte, die bleibende Pracht desselben noch durch nur auf diesen Tag berechneten Schmuck zu erhöhen. Um die durchbrochene Arbeit an dem Chörlein noch schöner hervortreten zu lassen, waren Blumen dahinter angebracht, und durch Grün und Blumen das ganze in einen Blumentempel verwandelt. Die Fenster waren ausgehoben und nur die oberen buntgemalten Bogenfenster strahlten im Sonnenglanz, golddurchwirkte Teppiche deckten die Brüstung, und hinter dieser standen die beiden Damen, Ursula in zartes Rosa gekleidet, Haar und Kleid mit weißen Rosenguirlanden geschmückt, und Elisabeth in grünen golddurchwirkten Brokat von auffallendem Schnitt nach portugiesischer

Art. Ein dünner Schleier war durch ein funkelndes Stirnband gehalten und gleiche kostbare Steine in Gold gefaßt glänzten an ihren weißen Armen und ihrer Brust.

Wohl Wenige zogen vorüber, ohne einen Blick auf die beiden mehr als alle andern sichtbaren Schönheiten zu werfen, und sowohl vor ihnen als vor der Gattin des hochangesehenen Christoph Scheurl neigten die Fahnenträger ihre Fahnen; selbst Hieronymus that es und flüsterte dem neben ihm gehenden Ulrich zu:

„Das ist nicht nur die schönste, sondern auch die aufgeklärteste Frau in Nürnberg."

Unwillkürlich weilten Ulrich's Augen mit ihrem begeisterten Ausdruck lange auf der schönen Frau, so daß diese halb von einem höhern Gedanken entzündet, halb von dem ihr zuweilen eigenen Muthwillen erfaßt, eine weiße Rose aus einem für den König bereitgehaltenen Blumenkorb nahm und sie gutzielend in Ulrich's Gesicht warf, indem sie zu Ursula lächelnd sagte:

„Ich bin eine begeisterte Anhängerin dieser Baubrüder, und ärgere mich doch über sie, daß sie keine Frauen unter sich dulden. Ich glaube, dieser hübsche Geselle mit der stolzen Haltung verdient schon eine Strafe, daß er mich seines Blickes gewürdigt."

„Und Du gibst sie ihm selbst durch diese Handlung

oder verdoppelst sie, indem Du die Aufmerksamkeit auf ihn lenkst?" sagte Ursula erschrocken und vorwurfsvoll.

Ulrich hatte indeß die Rose aufgefangen und antwortete mit einem stolzen verweisenden Blick. Die Rose aus profanen Frauenhänden annehmen mocht' und durft' er nicht, und gleichwohl mochte er sie auch nicht zertreten lassen. Er warf sie auf gut Glück zur Seite unter die Volksmenge.

Elisabeth's Augen flammten. Das war ihr noch nicht begegnet, daß ein Mann, der eine Blume von ihr empfangen, dieselbe weggeworfen.

Ursula sagte: „Sieh dort das hübsche kleine Mädchen mit den schwarzen Zöpfen, das Deine Rose aufgefangen und jetzt mit glücklichem Lächeln sich ansteckt?"

„Welcher Schimpf!" rief Elisabeth und starrte das kleine Mädchen an, als habe sie ein Gespenst gesehen. Es war wirklich ein hübsches Kind von etwa fünfzehn Jahren, mit braunen Feueraugen und schwarzen glänzenden Zöpfen. Ihr Anzug von braunem Schetter zeigte nichts Auffallendes, als ein paar gelbe Streifen an den Aermeln. Diese Streifen, die Ursula übersehen, erblickte Elisabeth, und sie waren die Ursache ihres Entsetzens. Daran erkannte sie, daß ihre Rose in die Hand eines Judenmädchens gekommen, denn der Rath, welcher die Juden, des Reichs Kammerknechte, haßte und am liebsten

ganz aus der Stadt verbannen wollte, war vor Kurzem auf den Einfall gekommen, sie durch besondere Abzeichen an der Kleidung kenntlich zu machen, damit nicht ehrbare Christenmenschen Gefahr liefen, mit den als unehrlich betrachteten Juden in Berührung zu kommen. So war den Jüdinnen jetzt aufgegeben worden, als Kennzeichen gelbe Streifen an den Aermeln zu tragen. Nur die außerordentliche Gelegenheit und das Volksgedränge, in dem man mehr auf die Züge als aufeinander blickte, waren wohl die Ursache, daß dies Judenmädchen unbemerkt geblieben und unter der Menge geduldet worden war.

Fand nun schon Elisabeth die bitterste Kränkung darin, daß der Baubruder, der ihr Interesse erregte, ihre Rose wegwarf, so empfand sie es als Schmach, daß sie nun in den Händen einer Jüdin war, die sie, unbeschadet ihres Rufes „die aufgeklärteste Frau von Nürnberg“ zu sein, auf's Tiefste verachtete und sich vor jeder Gemeinschaft mit ihnen entsetzte. Und wenn nun gar der Baubruder das mit Absicht gethan? war das nicht ein viel größerer Hohn für sie, als wenn er die Blume selbst unter seine Füße geworfen?

Ursula dachte wie die Freundin und bedauerte sie — aber sie hatte nicht Zeit diesem Gedanken nachzuhängen, da eben die Rathsherren unten vorüberzogen und Herr Hans von Tucher einen prüfenden Blick auf sie warf,

unter dem sie zitterte wie Espenlaub. Es würde dies wohl weniger der Fall gewesen sein, wenn sie gehört hätte, wie der alte Herr zu seinem Begleiter sagte:

„Die Jungfrau Muffel ist wirklich ein holdes Kind, und ich kann es meinem Sohn nicht verdenken, daß er in sie verschossen ist — wäre sie nur nicht eine Muffelin, nichts weiter sollte mich kümmern."

„Ja," antwortete Herr Holzschuher, der seine alten Augen auch gern anstrengte, wenn es nach schönen Frauen zu blicken gab: „Sie gefällt mir in ihrer sittigen Art auch besser, als die Scheurlin, die vor Hochmuth nicht weiß, wie sie sich geberden und kleiden soll, um nur ja den Leuten zu zeigen, wie reich und schön sie ist. Was aber Euren Sohn betrifft, so riethe ich Euch doch, ihn bald wieder fort zu schicken, denn wenn er seine Geliebte oft so sieht, so ist er nicht der Mann, auf Euer Gebot hin sich von Ihr abbringen zu lassen."

„Freilich," antwortete der Vater; „mein Sohn ist kein Tugendspiegel, und hat wohl schon bei manchem hübschen Kinde sein Heil nicht vergeblich versucht, indeß ist die Muffelin selbst ein Muster von Zucht und Ehrbarkeit, und darauf trau' ich. Aber Ihr habt' Recht, es ist besser, der Stephan geht wieder aus Nürnberg, und sieht er wo anders schöne Frauen, so wird er sich auch zu trösten wissen."

Als Herr Scheurl an seinem Hause vorüberkam und wohlgefällig lächelte, wie schön sein Haus und wie noch schöner seine Hausfrau sich ausnehme und aller Blicke auf sich ziehe, konnte er sich nicht erklären, warum sie so verstört hinabstarre — aber jetzt bemerkte sie ihn und zwang sich zu einem Lächeln.

Ursula dachte indeß nicht mehr an den alten Tucher, sondern spähete nach dem Sohn. Nur um seinetwillen weilte sie hier, nur um seinetwillen hatte sie sich geschmückt, nur um ihn zu sehen und von ihm gesehen zu werden. Was galt ihr denn der König? was alle die Edlen, die mit ihm kamen, und alle diese Leute, die festlich vorüberzogen? Sie dachte nur an Stephan, und nur der Augenblick, in dem er vorüberschreiten werde, war ihr der ersehnte. Sie hatte ihn seit dem Wiedersehen in diesen selben Räumen immer nur flüchtig gesehen auf der Straße oder in der Messe und von sich entfernt zu halten gewußt. Auf diesen Tag hatte sie ihn vertröstet. Freilich nicht nur auf diesen Moment, sondern auf die Festlichkeiten, die man dem König zu Ehren veranstaltete, bei denen doch Niemand von den Geschlechtern fehlen dürfe und sich Gelegenheit finden werde zusammen zu sprechen und zu tanzen. Als Stephan mit zärtlichen Liebesblicken vorübergegangen, zog sich Ursula ein Weilchen vom Fenster zurück — nun gab es ja Nichts mehr für sie zu sehen.

Aber jetzt tönte das Horn von der Veste wieder und schmetternde Trompetensignale, und das damit sich vermischende, von fern her tönende Vivatrufen der bewillkommenden Menge verkündigte, daß der König die Stadt betreten und daß die ersten Begrüßungen stattfänden.

Nach einiger Zeit kam derselbe Zug wieder vorüber — aber Rosseshufe erschallten dabei, denn der König mit seinem Gefolge war in seiner Mitte.

Sein Anblick schon, seine ritterliche Art und sein freundliches Wesen hatten alle Herzen gewonnen. Ohnehin freute sich die versammelte Menge um so mehr seiner Ankunft, als sie recht eigentlich nur ein Besuch für Nürnberg war, und er damit die Stadt nicht nur pflichtgemäß bei Gelegenheit eines Reichstags beehrte, sondern einzig und allein ihretwegen kam. Dazu kam auch, daß fast die ganze lebende Generation keinen andern Kaiser als den nun siebzigjährigen Friedrich III. gesehen und seiner nachgerade überdrüßig geworden war. Ein ganz anderes Ereigniß war da denn doch der Einzug dieses ritterlichen Sohnes und künftigen Kaisers, auf den das Reich so große Hoffnungen setzte, zumal gerade jetzt, wo die niederländischen Händel endlich beendigt waren wie sein Kampf mit Frankreich, und er nun einzog als ein ruhmwürdiger, sieggekrönter Held und, was bei den Nürnberger Kaufleuten die Hauptsache war, nicht mehr als ein König ohne

Land und Einkünfte, schon im Besitz der Niederlande und Tirols, und im Begriff, seine Habsburgischen Erblande sich wieder zu erobern. Wußte man doch, daß er in allen Stücken der entschiedenste Gegensatz seines trägen, thatenscheuen, geizigen, immer nur die unmittelbarsten Vortheile berechnenden Vaters war, daß er viel mehr Geist und Herz von seiner Mutter, der schönen und heldenmüthigen Eleonore von Portugal geerbt hatte, die ihm leider schon 1467 im erst vollendeten dreißigsten Jahre entrissen ward. Ritterlich bis zu abenteuersüchtiger Kühnheit, freigebig bis zur Verschwendung, voll Begeisterung für die große Vergangenheit des Kaiserreiches schwärmte er in dem Gedanken einer Wiedererneuerung des alten Glanzes desselben, und war so ganz ein Mann nach dem Herzen des deutschen Volkes, das in seinem bessern Theil auch die Einheit des Reichs erstarken und durch eine achtunggebietende Gestalt vertreten zu sehen wünschte.

Da erschien er nun hoch zu Roß in blitzender Rüstung von blankem Stahl mit goldenen Verzierungen. Darüber den purpurnen Sammtmantel mit goldener Stikkerei und Hermelin besetzt, auf den goldenen Locken den blitzenden Helm mit wehenden Federn. Er war von ansehnlicher Größe, stark und schön gebaut, und eben jetzt in der Blüthe des Mannesalters von dreißig Jahren, in Kraft und Vollendung strahlend. Sanft gebräunt war sein

Antlitz von den Strapazen im freien Felde, aber seine Wangen blühten in dem frischen Roth der Gesundheit. Unter der starkgewölbten Stirn glühte aus seinen blauen Augen ein liebliches Feuer und die Adlernase hatte einen gebietenden Ausdruck. Ein blonder Bart umfloß ringsum die purpurnen Lippen.

Nach allen Seiten winkte und grüßte er freundlich, nur auf ihn weilten alle Blicke, und die Jubelrufe, welche ihm zutönten, waren ein unwillkürlicher Erguß des Beifalls und der Begeisterung, die sein Anblick hervorrief.

Als er an Elisabeth's Chörlein vorüberkam, bog sich diese weit aus demselben heraus, und indeß sich die Damen an andern Fenstern begnügten mit ihren Tüchern zu wehen, warf sie dem ritterlichen König Blumen entgegen. Sie sollten zu den Füßen seines Rosses fallen, aber eine davon traf an das Ohr des edlen Thieres, daß dasselbe darüber scheu werdend hoch aufbäumte — Elisabeth stieß einen Schrei aus — da sah sie, wie ein kleines Männlein, das hinter dem König geritten, in abenteuerlich bunte Tracht gekleidet und mit einem jener wunderlichen Gesichter, die bald wie die harmloseste Gutmüthigkeit, bald wie die schalkhafteste Bitterkeit aussehen, zu ihm sprangte und dem Pferd in die Zügel fallen wollte. Max lachte über dies Beginnen und hatte es selbst schnell gebändigt, indeß sein Begleiter, der niemand Anders als sein treuer

Freund und Hofnarr Kunz von der Rosen war, das Pferd von den an ihm haften gebliebenen Blumen befreite und das Schalksgesicht auf Elisabeth gerichtet, dem König einige Bemerkungen über sie zuflüsterte, die vielleicht nicht ganz zarter Natur waren. Aber Max lächelte zu ihr hinauf und neigte sein Schwert vor ihr, nahm die Blumen aus der Hand des Narren und mit ihnen dankend zu ihr emporwinkend steckte er sie an sein Schwertbehänge.

Elisabeth neigte sich tief vor dieser königlichen Huldigung — durch sie fand sie die Schmach, die sie sich vorhin angethan wähnte, wieder gesühnt; wenn dieser königliche Held sich dankend mit ihren Blumen schmückte, dann mochte immerhin der arme Steinmetzgeselle sie verächtlich bei Seite werfen! Aber sie war noch eben so verwirrt von dem Schreck über das bäumende Roß, wie von der Ehrenbezeugung des Königs, wie dessen ganzer herrlicher Erscheinung, daß sie nur ihm unverwandt die Blicke ihrer Feueraugen nachsandte; so bemerkte sie auch den Gruß des Markgrafen Friedrich von Brandenburg nicht, und nur Ursula verneigte sich vor ihm. Er ritt gleich hinter Max und trug einen kurzen Sammetrock, roth, grau und weiß getheilt, eben so die Aermel, darüber einen kurzen grauen Sammetmantel mit roth und goldener Stickerei. Seit er nicht hier gewesen, war das schöne

Scheurl'sche Haus neu entstanden, und er widmete ihm darum seine besondere Aufmerksamkeit. So hatte Elisabeth auch für die andern Ritter und Herren kein Auge, die im Gefolge des Königs waren, obwohl jetzt um so mehr aller Blicke auf ihr ruhten, seit sie dessen Huldigung in so auffallender Weise empfangen und allerdings in gleich auffallender Weise herausgefordert. Unter diesen Rittern befand sich einer ganz in schwarzen Sammet mit Silberstickerei gekleidet, den es nicht minder als Markgraf Friedrich zu verdrießen schien, daß Elisabeth ihn nicht gewahrte. Sein Gesicht sah ziemlich bleich und wüst aus, und in seinen dunklen Augen schien ein unheimliches Feuer zu drohen. Einen solch' unheimlichen Eindruck machte er überhaupt auf Ursula.

Zu ihr sagte Elisabeth, als Alles vorüber war: „Ursula! das ist der einzige schöne Mann, den ich je gesehen — er verdient es zu herrschen! — Das war seit langem der erste glückliche Augenblick!"

Elisabeth's ganzes Wesen war in solcher Aufregung, daß Ursula sie erstaunt betrachtete; aber sie vermochte nicht weiter mit ihr zu sprechen, denn eben stürmte Stephan in das Zimmer, der eine günstige Gelegenheit gefunden, sich aus dem Getümmel fortzuschleichen, da er der Versuchung nicht widerstehen konnte, sich wenigstens auf Augenblicke der holdseligen Geliebten zu nähern.

Siebentes Capitel.

Auf der Hallerwiese.

An dem Tage, an welchem König Max angekommen, ward auf der Hallerwiese von den Bürgern ein großes Büchsenschießen gehalten, zu dem man ihn eingeladen. Ein großes kostbares Zelt war für ihn und Markgraf Friedrich wie die begleitende Ritterschaft aufgeschlagen worden. Zu beiden Seiten desselben befanden sich die größern Zelte des Rathes und der Familien der „Genannten". Ringsum hatten die Zünfte ihre Fahnen aufgesteckt, die stolz und lustig über den Platz hin wehten, in dessen Mitte eine zahllose Menschenmenge sich bewegte und auf die mannigfaltigste Weise ergötzte.

Immer aber war König Max der Mittelpunkt des Festes. Auch noch ehe er selbst auf der Wiese erschienen war, hörte man doch nur von ihm allein erzählen und Bemerkungen über ihn machen, die nur zu seinem Lobe waren,

selbst von denen, die sich sonst noch wenig um ihn gekümmert oder von ihm erwartet hatten. Das war bei den guten Nürnbergern doch nur so lange der Fall gewesen, als er sich nicht um Nürnberg kümmerte: nun aber war er ja gekommen, nun hatten sie ihn in ihrer Mitte, nun war er auch gut nürnbergisch, und die ritterliche und leutselige Art seines Wesens verstärkte nun den günstigen Eindruck, den sein Kommen schon an sich hervorgerufen.

So sagte Peter Vischer, der Rothgießer, der heute auch nicht in der Arbeitsschürze, sondern im Sonntagsrock erschien, zu seinen Begleitern, unter denen er der jüngste war:

„Ja, das ist ein Kaiser, der noch mehr gelernt hat, als die Waffen führen und schöne Reden auf den Reichstagen halten. Der versteht seine Waffen nicht blos zu schwingen wie ein Fechtmeister, seine Stücke nicht nur zu richten und abzuschießen wie der beste Büchsenmeister, sondern würde zur Noth auch seine Schwerter und Lanzen, Helme und Panzer selber fertigen und seine Stücke selber gießen können; denn in seiner Jugend hat er die Plattnerei und Harnischmeisterei, die Geschütz- und Lagerkunst lernen müssen, als sei er selbst zum Handwerker berufen."

„Ja," stimmte der Steinmetz Adam Kraft bei, ein schon etwas älterer Mann mit klugen Augen unter

der breiten Stirn, Haar und Bart von Natur gekräuselt; „die Steinmetzerei und Zimmerei hat er auch gelernt, und ist so absonderlich für die Baukunst eingenommen, daß er sogar selbst ein Baubruder geworden. Noch kein so großer Potentat hat das bisher gethan." Wenn Meister Kraft so viel sprach, so war es ein Zeichen, daß es ihm sehr von Herzen ging, denn er war immer ein Mann von wenig Worten, kurz angebunden, und konnte es nicht leiden, wenn von irgend einer Sache viel gesprochen ward.

Darum sagte auch der Bildschnitzer Veit Stoß, ein Pole, der erst im kräftigsten Mannesalter von Krakau nach Nürnberg gezogen war, weil man da seine Kunst besser als in seiner Heimath zu schätzen verstand: „Ei, wenn Meister Kraft einmal so in Eifer geräth, da muß es freilich etwas Großes sein."

Und der vierte Gefährte Sebastian Lindenast, ein kunstreicher Kupferschmied, bemerkte: „Ja, wenn ich König Max früher gesehen, hätte ich wohl ihn noch lieber als den Kaiser Karl IV. in Kupfer konterfeien mögen."

„Ach, Ihr meint bei dem zierlichen „Männleinlaufen" zu der Uhr des Meister Georg Heuß, dem Ihr die Männlein so schön in Kupfer getrieben hab't," sagte Peter Vischer. „Ich meine, es wird dem König abson-

derlichen Spaß machen, wenn er das zum Erstenmale sieht. Ich wollte, Ihr selbst und Meister Heuß wäret dabei, wenn man den Kaiser vor den Thurm der Liebfrauenkirche führt und ihn nun bittet aufzupassen. Der wird nicht wenig schauen, wenn eine Stunde um ist, und Kaiser Karl tritt heraus, dann die sieben umgehenden Kurfürsten, dann der Ehrenhold, die vier Posauner, und endlich die zwei Männlein, davon das eine läutet und das andere die Uhr umwendet."

„Freilich mußte es Kaiser Karl IV. sein," sagte Lindenast, „da er es war, der dies Gotteshaus „unserer lieben Frauen Saal" gestiftet. War er doch auch ein großer Freund der Kunst, wenn schon sein Geschmack sich zuweilen von der guten deutschen Art entfernte, das italienische und antikische Wesen begünstigte."

„Nun, wer weiß, ob ihm das Vischer nicht nachmachen will," lächelte Kraft, „er will ja auch nach Italien gehen."

„Ja, dahin zieht es mich nun einmal," gestand dieser; „man muß sich in der Welt umsehen, wenn man was Tüchtiges lernen will, und gerade dahin gehen, wo es auch große Werke und Künstler gibt, damit man sich nicht einbildet, man leiste schon was Rechtes. Ich habe nur noch gezögert, um den König hier nicht zu versäumen, dann mache ich mich gleich auf die Wanderschaft.

Aber um wieder auf Euer Männleinlaufen zu kommen: es ist schade, daß die Figuren kupfern und nicht versilbert oder vergoldet sind. Wenn dem König Euer Werk gefällt, so riethe ich Euch das Eisen zu schmieden, weil es warm ist, und den König um ein Privilegium zu bitten, Eure Arbeiten künftig versilbern und vergolden zu dürfen, wenn es Euch beliebte."

„Ich habe auch schon daran gedacht," sagte Lindenast.

Indeß ward dies Gespräch durch lautes Vivatjauchzen unterbrochen, denn der König Max, von seinem von ihm unzertrennlichen Hofnarren, dem Markgrafen Friedrich und vielen Rittern begleitet, war gekommen. Aber er weilte nicht lange in dem für ihn bereiteten Zelte, sondern mischte sich unter die Büchsenschützen und schoß mit ihnen um die Wette, als gehöre er mit zu ihrem Verein. Da war nun unter diesen wieder Keiner, der nicht darauf geschworen hätte: das sei der trefflichste Fürst, der je auf den Kaiserstuhl zu Rense gesetzt worden.

Freilich am Aergsten fast trieben es die Frauen und Mädchen, die einfachen Bürgerinnen so gut wie die vornehmen Patrizierinnen. Er grüßte jene wie diese, und während die ersteren den Kreis der Schießenden umdrängten, in deren Mitte sich der König befand, kamen auch die letzteren, die sich sonst immer abgesondert hielten, aus ihren Zelten hervor. Sie konnten ja heute ein=

mal eine Ausnahme machen, und wenn der König selbst sich unter die zünftigen Bürger und den gemeinen Haufen mischte, so geschah auch ihrer Ehre kein Abbruch, wenn sie das Gleiche thaten.

Herr Christoph Scheurl ließ es sich diesmal nicht nehmen, selbst den Cavalier seiner Gemahlin zu machen. Er wußte, er werde so am ersten von den hohen Personen und dem Könige bemerkt werden — und daran lag ihm Alles. Denn zu den Dingen, um die er Hans von Tucher neidete, gehörte auch, daß derselbe in den Adelstand erhoben worden war und ein adeliges Wappen führen durfte. Danach gelüstete Scheurl, und er trachtete nach jeder Gelegenheit, die ihm eine Möglichkeit verschaffen könnte, auch zum Ritterschlag zu gelangen. Um sich hervorzuthun, hatte er sein Haus so schön schmücken lassen, und auf die seiner Gemahlin widerfahrene Huldigung war er nicht minder stolz als diese selbst, ja er war entzückt über ihren Einfall, den König mit Blumen zu werfen, obwohl es genug seiner Collegen gab, die ihn darum gegen seine Ehegattin aufhetzen wollten, oder ihm wenigstens ihr Betragen mit zweideutigen Späßen entgelten ließen. Auf Alles, was man ihm in dieser Weise sagen mochte, erklärte er lächelnd: daß ihm solche Reden nur zeigten, wie sehr man ihn beneide die schönste Frau zu besitzen, und er ging heute mit um so größerem Stolz

an ihrer Seite, und obwohl sie sich sonst des Tages oft mehreremale umzukleiden pflegte, so billigte er es, daß sie gerade heute es nicht gethan — in derselben Tracht werde der König sie um so eher wieder erkennen und vielleicht einige freundliche Worte an sie richten. Stolzer als je strahlte auch Elisabeth selbst in ihrer gebietenden Schönheit, als sie so über die Wiese ging, die lange Schleppe hinter sich herziehend, umflattert vom wehenden Schleier.

Aber wenn unwillkürlich die Blicke aller Männer an ihr haften blieben und sie doch mehr bewunderten als bespöttelten, so war das umgekehrt mit den Frauen, wenigstens bei dem größeren Theil der ihr ebenbürtigen Patrizierinnen. Die ließen sich hinter ihrem Rücken in vielen spöttischen und anzüglichen Reden vernehmen, und suchten sie unter sich um so tiefer zu erniedrigen, als sie sich selbst über diese ungebildeteren, kleinlichen und engherzigen Frauen erhaben fühlte. Am spitzigsten lauteten die Bemerkungen, die aus dem Munde Katharina Haller's kamen, der Gattin des Bürgermeisters Wilhelm Haller und einer Tochter des Loosungers Holzschuher. Vor länger als einem Jahrzehent hatte sie zu den gefeiertsten Schönheiten Nürnbergs gehört, und es war ihr jetzt unerträglich, diesen Platz Anderen überlassen zu müßen. Ohne den Adel eines geistigen Ausdruckes hatte ihre Schönheit zu jenem gewöhnlichen Typus gehört, der nur

durch Frische und Fülle der Jugend Reiz erhält — dies Alles war jetzt verschwunden, und hatte sie früher schon auf prüfendere Beschauer auch in ihrer Blüthezeit nur einen gewöhnlichen Eindruck gemacht, so machte sie jetzt, da jene vorüber war, auf Alle einen gemeinen. Ihre sonst eitel lächelnden Gesichtszüge erschienen jetzt von Neid und Bitterkeit verzerrt, aus ihren großen Augen meinte man giftige Pfeile fliegen zu sehen, und ihre Lippen schienen sich nie anders wie zu hämischen Bemerkungen öffnen zu können. Ihre Formen waren eckig geworden, wie alle ihre Bewegungen, und ihre lange knochige Gestalt bemühte sich vergeblich eine würdevolle Haltung zu behaupten, es ward nur die einer steifen Gravität daraus. Ihre Kleidung war eben so kostbar wie die Elisabeth's, aber während diese dieselbe sinnig und geschmackvoll wählte und immer so zu ordnen wußte, daß die Pracht derselben immer mit ihrer ganzen Erscheinung harmonirte und auch dem feinsten Schönheitssinne Rechnung trug, immer vielmehr ihrem eigenen idealen Geschmack als der gerade herrschenden Mode und Sitte folgte, so band sich Katharina Haller streng an diese, nur daß sie durch Uiberladung ihren Reichthum zu zeigen suchte.

Dem entsprechend waren jetzt ihre Bemerkungen gegen ihre Begleiterin über Elisabeth und zum Theil von einer nicht wiederzugebenden Gemeinheit. „Was dünkt sie

sich denn Besseres als wir, daß sie meint, sie allein könne sich Alles erlauben? Sie hätte sollen darüber zur Rechenschaft gezogen werden, daß sie sich heute unterstand nach seiner Majestät mit Blumen zu werfen und das Pferd scheu zu machen, daß es bald ein Unglück gegeben hätte; aber Alles muß ihr für voll ausgehen, es mag so unschicklich sein wie es will! Seht nur — sie drängt sich mit ihrem Manne gewiß noch bis zum Könige. Ich wollte, er kehrte ihr den Rücken oder sagte ihr etwas recht Demüthigendes."

„Das ist leider von dem ritterlichen Könige nicht zu erwarten," sagte die andere Patrizierin, Eleonore Tucher, eine Schwägerin Stephan's; „mein Mann sagt, daß König Max ein Verehrer der Frauen ist, und man müßte nicht wissen, wie die Männer sind, auf dem Thron so gut wie anderswo, sie lassen sich am leichtesten von denen fangen, die ihnen mit freiem Betragen entgegenkommen. Da ist eher zu hoffen, daß sein Hofnarr ihr etwas Demüthigendes sagt."

„Wenn man nur an ihn kommen könnte," sagte Frau Haller, „denn wenn es ihr wieder gelingt, von diesem edlen König ausgezeichnet zu werden, wie sie es von dem alten Kaiser ward, als er das Letztemal hier war und sie aufforderte den Celtes öffentlich zu krönen, so wird ihr der Kamm immer noch höher schwellen."

„Ach ja," sagte Eleonore etwas boshaft; „ich erinnere mich, sie saß damals gerade neben Euch, und blieb erst sitzen, ohne sich zu rühren, indeß Ihr schon aufstandet, als der Bote des Kaisers kam sie abzurufen."

Katharina hätte bei dieser Erinnerung vor Aerger bersten mögen, denn daß damals nicht sie, sondern Elisabeth zu der Krönung des Dichters hervorgerufen ward, war die Hauptursache ihres Neides und Hasses. Aber sie erwiederte Nichts, denn eben steigerten sich diese Empfindungen zum höchsten Grad, als sie gewahrte, wie König Max aus dem Kreise der Schützen trat und einem seiner ritterlichen Begleiter winkte, und dieser darauf Christoph Scheurl und seine Gemahlin vor den König führte, sie ihm vorzustellen. Verstand die Entferntstehendere auch nicht, was er sprach, so sah sie doch an seinen huldvollen Mienen, die fast mehr bewundernd als gnädig auf Elisabeth ruhten, an ihrem mehrfachen Verneigen, zartem Erröthen und dem Lächeln des Triumpfes, das ihr ganzes Antlitz verklärte, daß es nur Schmeichelhaftes sein konnte. Jetzt trat auch der lustige Rath hinzu, und obwohl Elisabeth vor seinen Worten die Augen niederschlug, so zeigte doch das beifälligstolze Lächeln ihres Gemahls, daß in dem Sprüchlein des Narren nur ein cynischer Scherz die für sie darin enthaltene Huldigung begleitet hatte, wofür ihm Max lächelnd mit dem Finger drohte,

und Elisabeth bat seinem getreuen Bruder die Freiheit der Rede nicht übel zu deuten, die er selbst sich müsse gefallen lassen; worauf der Narr mit komischer Geberde Abbitte that, bis ihm Elisabeth die Hand reichte, die er demuthvoll küßte.

Katharina stand stumm und sprachlos vor Wuth, während Eleonore ihren Gatten Anton Tucher in der Nähe Scheurl's gewahrte und sich zu ihm durchzudringen suchte, um wenigstens auch der Ehre der Vorstellung theilhaftig zu werden, was ihr denn auch gelang, aber ohne daß der König sich weiter mit ihr unterhalten hätte, sondern Anton nach seinem Vater fragte, der auch zur Stelle war und seinerseits nun wieder seinen Sohn Stephan vorstellte.

Indeß war der Markgraf von Brandenburg zu Elisabeth getreten und sagte:

„Es gelang mir heute nicht einen Gruß von Euch zu erhalten, als ich an Euch vorüberritt, und als getreuer Vasall begnügte ich mich zu Gunsten Seiner Majestät darauf zu verzichten.“

„Verzeiht, edler Fürst,“ unterbrach sie ihn; „ich war von der Verwirrung, die ich durch meine Unbesonnenheit beinahe angerichtet, so bestürzt, daß es wie ein Flor vor meine Augen sank.“

„Nun,“ lächelte der Markgraf, „diese Entschuldigung

will ich unsern Rittern vermelden, die mit mir in gleicher Lage waren, und von denen Einer sich nicht so leicht beruhigen wird."

Elisabeth sah ihn verwundert fragend an, und der Markgraf fuhr fort:

„Ich vermeinte wohl die schöne Jungfrau Behaim wieder zu erkennen, die vor zwei Jahren den Konrad Celtes krönte — doch wußte ich nicht, daß es die Hausfrau Scheuerl's war, die in dessen zierlichem Hause thronte gleich einer Feenkönigin. So waret Ihr es doch überdrüßig, nur die spröde Muse eines Poeten zu sein, und ich sehe Euch als gute deutsche Hausfrau wieder?"

Warum mußte Markgraf Friedrich, wenn auch vielleicht unwissend, Elisabeth gerade in dem Augenblicke so durch seine Anspielungen demüthigen, wo sie sich durch die Huld des ritterlichen Königs einmal wieder erhoben fühlte und ihr Herz in stolzer Begeisterung schlug? Ihre ganze Seelenstärke gehörte dazu, um ihre Bewegung zu verbergen, so daß sie ruhig sagen konnte: „Ihr seid sehr gütig, mich so in Eurem Gedächtniß behalten zu haben; es war ein großer Kummer für die Meinigen und meinen Gemahl, daß wir uns die Ehre Eurer Gegenwart nicht zu meiner Hochzeit erbitten durften, da Ihr fern von uns in den Niederlanden weiltet."

„Nun," lächelte der Markgraf, „es findet sich wohl

eine andere Gelegenheit, von Euch zu einem Familienfeste geladen zu werden; wie ich Euch aus der Taufe hob, war ich freilich noch ein junger Mann, doch denk' ich auch jetzt noch einen stattlichen Taufzeugen abgeben zu können."

Obwohl damals solche Scherze sehr an der Tagesordnung waren bei Vornehmen wie Geringen, erröthete Elisabeth doch unwillig, und da sie eben jetzt Ursula gewahrte, die verlegen zur Seite stand, weil sie sich unter den Augen der ganzen Familie Tucher befand, und deshalb um so weniger wagte mit Stephan Wort und Blick zu wechseln, so nahm sie Elisabeth bei der Hand und sagte:

„Vielleicht erinnert Ihr Euch noch meiner lieben Freundin Jungfrau Ursula Muffel?"

„Wenigstens von diesem Morgen," antwortete der Markgraf, „denn von dieser holden Jungfrau fand mein Gruß Erwiederung. Wo ist Herr Gabriel, Euer Vater? Mich dünkt, ich sah ihn noch nicht."

„Dort steht er —" sagte Ursula auf ihn deutend.

Und Elisabeth flüsterte leiser zu dem Markgrafen: „Ich empfehle ihn Eurer besondern Gnade und werde Euch das Weitere schon noch erklären." Nachdem sie die Beiden einander genähert und mit feinem Takt eine Unterredung zwischen ihnen eingeleitet, nahm sie Ursula's

Arm und sagte: „Mir wird so heiß und enge in dem Menschengewühl, lass' uns ein wenig abseits dort unter die Linden wandeln."

„Ich kann es auch nicht mehr ertragen," sagte Ursula, „und noch hab' ich kaum ein paar Worte mit Stephan zu wechseln gewagt."

„Jetzt beginnt es dunkel zu werden, und die Dämmerung begünstigt alle Liebenden!" sagte Elisabeth.

Und nicht lange wandelten sie allein unter den Linden, da gesellte sich Stephan zu ihnen. Nachdem er die ersten Zärtlichkeiten mit Ursula getauscht, sagte er: „König Max ist ein Mann nach meinem Sinn, was meinst Du, wenn ich ihm folge, mir auf eigene Hand in seinem Gefolge Ruhm und Ehre und den Ritterschlag erwerbe, und dann als Lohn für meine Dienste Nichts fordere, als daß der König unsere eigensinnigen Väter versöhne?"

„Das ist ein würdiger Entschluß!" rief Elisabeth, „so segensreich ist schon die Erscheinung eines wahren Helden — sie treibt auch Andere auf die Heldenbahn!"

Ursula sagte: „Ja, vertraue Dich ihm, er ist so ein ganzer Mann und Held, und hat ja mit seiner Maria auch erfahren, was rechte Liebe ist!"

Elisabeth wollte das Paar nicht stören und zog sich wieder zurück. Um sich auszuruhen und ihren Empfindun-

gen zu überlassen, lehnte sie sich an eine der Linden, die ihre Zweige, sie fast verbergend, über sie breitete, wozu auch die grüne Farbe ihres Kleides beitrug.

Sie hatte die Augen halb geschlossen und hörte jetzt eine Männerstimme sagen: „König Max hat unsere Einladung angenommen, einem Zechentag in unserer Bauhütte beizuwohnen, und Propst Kreß hat den übermorgenden dazu festgesetzt. Gebe Gott, daß es ihm Ernst ist um die heilige Kunst.“

„Ich hoffe es!“ antwortete der Andere mit der melodisch klangvollen Stimme, an der wir Ulrich erkennen. „Sein Geist, der in so vielen Fächern der Wissenschaft bewandert ist, wird auch die erhabene Lehre des Albertus Magnus in ihrer ganzen Herrlichkeit erfaßt haben, und diejenigen zu würdigen wissen, welche ihre geheiligten Lehrsätze im Stein zu verwirklichen suchen. Wird er uns nur ein Kaiser, der uns die alten Privilegien in Ehren läßt und sie zeitgemäß erweitert, so geschieht schon das Beste für uns, das wir begehren können, denn die deutsche Kunst ist das, was sie ist, nicht geworden durch die Fürsten, sondern trotz ihnen — und wollte König Max den Einfluß, den er dadurch, daß er Baubruder geworden ist, auf die Bauhütten üben kann, je so weit gebrauchen, daß er in guter oder böser Absicht uns Vorschriften machen wollte: so wäre er kein

rechter freier Maurer, und wir hätten die Pflicht, ihn aus unserem Bunde zu stoßen, seine Gemeinschaft zurück zu weisen. Als Fürst kann er für die Kunst nichts Besseres thun, als unsere Freiheiten bestätigen, uns schirmen gegen die Buchstabensatzungen der Pfaffen, wie gegen den Fürwitz der Profanen. Die göttliche Kunst selbst in ihrer Reinheit zu bewahren und höherer Vollendung entgegenzuführen — das ruht allein in den Händen der Künstler selbst."

„Ich wollte, König Max hörte Dich selbst so sprechen," sagte Hieronymus.

„Sollt' es ihm gefallen, mich etwas zu fragen," sagte Ulrich, „so werde ich ihm nicht anders antworten, denn jedem andern Baubruder."

„Herr Anton Kreß, unser Propst, der einmal sein besonderes Augenmerk auf Dich gerichtet, wird den König schon aufmerksam auf Dich machen," sagte Hieronymus.

„Wie es ihm gefällt," entgegnete Ulrich; „übrigens aber hat die Theilnahme dieses Mannes für mich etwas Unheimliches."

„Sage nur Geheimnißvolles," verbesserte Hieronymus; „worin sollte das Unheimliche liegen? Er ist ein durchaus harmloser Charakter, wie mir scheint — ein Mann, der es zur Ehrensache anrechnet, sich das Anse-

hen zu geben, als habe er unsere Lehre bis in ihre ganze Tiefe erschöpft, und der vielleicht kaum das System des Achtortes von ihr behalten, der sich gern als Stifter erhabener Bauten einen Namen machen möchte, weil das zumal in Nürnberg so üblich, und den Glanz der „Geschlechter" erhöht — der nebenher aber gern den Freuden der Tafel huldigt, dem Bachus opfert und nach schönen Frauen schielt."

Elisabeth war kein Wort von dieser Unterhaltung verloren gegangen, denn alle ihre Sinne waren von ungewöhnlicher Feinheit, so auch ihr Gehör, und so auch sah sie jetzt trotz der Dämmerung, daß die beiden die Festtracht der Baubrüder trugen, wie sie dieselbe am Morgen gesehen, und es schien ihr wahrscheinlich, daß der eine von ihnen der Steinmetz war, von dem sie sich an diesem Morgen durch das Wegwerfen ihrer Blume beschimpft hielt. Sie rührte sich nicht und ihre Gegenwart blieb den Männern verborgen. Jetzt sah sie, wie eine kleine weibliche Gestalt ihnen nachgeschlichen kam, und sich ohne bemerkt zu werden, nur einige Schritte hinter ihnen hielt. Ihnen entgegen kamen zwei andere, noch knabenhafte Jünglinsgestalten.

„Sieh' da," sagte Ulrich, „mein kleiner wackerer Freund Albrecht Dürer! Habt' Ihr heute auch einmal

die dumpfe Werkstatt verlassen und seid von Meister Wohlgemuth's Knechten befreit?"

Albrecht schüttelte Ulrich herzlich die Hand. Der Steinmetz hatte Wort gehalten und ihn eines Tages in seiner Werkstatt besucht, und seitdem war es zuweilen geschehen, daß sie an Sonntagen einander gesehen, denn Ulrich fand Wohlgefallen an dem fleißigen, kunstbegeisterten Jüngling, und dieser wieder an Ulrich's Belehrungen, durch die er besonders seine geometrischen Kenntnisse vervollkommnete.

Er stellte diesem seinen Begleiter vor: „Das ist mein lieber Freund Willibald Pirkheimer, mit dem ich aufgewachsen, da wir in einem Hause wohnen."

„Und woll't Ihr auch ein Maler werden?" fragte Ulrich den zartgebauten und feingekleideten Jüngling, an dessen Haltung schon man den Patriziersohn trotz der Dunkelheit erkannte.

„Nein," antwortete Willibald mit feinem Lächeln; „ich besuche die gelehrten Schulen, und wenn mein Freund Albrecht nicht mehr hier ist, so will ich nach Italien gehen, dort die Rechte studiren und mich mit den humanistischen Studien beschäftigen — dann meiner Vaterstadt und diesem edlen König Max zu dienen, der wohl Kaiser sein wird, wenn ich zurückkomme."

„Und wie gefällt denn Euch der künftige Kaiser?"

fragte Hieronymus die Beiden, und zu Ulrich gewendet fügte er hinzu: „Man muß das nachwachsende Geschlecht befragen, denn dem gehört ja doch die Zukunft!"

„In diesem Augenblick," sagte Pirkheimer feierlich, „habe ich ihm Treue bei mir selbst geschworen! Alles, was ich von ihm gehört und gelesen, hatte mich schon mit Bewunderung erfüllt, aber das wirkliche Begegnen hat sie noch tausendfach gesteigert!"

„Und ich," sagte Dürer eben so feierlich, „habe eben geschworen, ihn einst zu konterfeien, und Gott gebeten, daß es ihm gefalle, mich einen rechten Maler werden zu lassen, damit mir das wirklich vergönnt werde!"

„Der König kann zufrieden sein," sagte Ulrich, „denn aufrichtig ist die Begeisterung der Jugend."

Elisabeth hatte jetzt um so aufmerksamer zugehört, als sie über den König Aeußerungen vernahm, die ihr selbst so ganz ähnlich hätten entströmen mögen, und sie, durch Ursula auf Meister Wohlgemuth's hübschen Lehrling aufmerksam gemacht, sich diesen gemerkt hatte, da er ja auf einer Straße mit ihr wohnte und auch nie verfehlte, im Vorübergehen an dem schönen Hause Herrn Scheurl's hinaufzugrüßen, wenn er Jemand am Fenster gewahrte. Auch der zarte Willibald Pirkheimer war ihr kein Fremder, denn seine Eltern gehörten mit zu

den „Genannten“ und waren den Behaim und Scheurl's befreundet, so auch Willibald's zwei Schwestern, Charitas und Clara. Während dem hatte sie nicht bemerkt, daß der schwarzgekleidete Ritter, der auch diesen Morgen unter ihrem Fenster vorüber ritt, ohne von ihr gesehen zu werden, ihr ganz nahe geschlichen war und jetzt ihren Arm erfaßend sagte:

„Hoffentlich erkennt Ihr mich im Dunkeln, da es heute früh im Sonnenglanze nicht geschah?“

Sie fuhr entsetzt zusammen, als habe sie einen Geist gesehen, und wollte sich sprachlos vor Schrecken von ihm losmachen. Er hielt sie fest und sagte:

„Du sträubtest Dich ja sonst nicht, Elisabeth? Ich kam mich mit Dir zu versöhnen, die alten Zeiten zu erneuern, Dir zu gestehen, daß Du doch die Krone aller Frauen bist!“

„Laß't mich!“ schrie sie, „Eure Keckheit duld' ich nicht!“

„Ei, warum denn hier so allein? erwartest Du einen anderen Anbeter? etwa den Reimschmied Celtes — oder einen Boten des Königs?“

Elisabeth's Widerstand ward jetzt zum Ringen mit ihm, und in herzzerreißenden Tönen rief sie: „Willibald! schützt mich!“

„Himmel!“ rief Willibald, „es ist die Scheurlin, der Jemand unziemlich begegnet!“

Er, Dürer und die Baubrüder stürzten im Nu auf die Beiden zu. Ulrich rief den Ritter an: „Was erfrecht Ihr Euch?“

„Sind das jetzt Eure Genossen?“ höhnte der Ritter verächtlich, indem er sein Schwert zog; aber auch die Baubrüder zogen die ihrigen, welche sie stets am Gürtel trugen, und im Nu schlug Ulrich dem Ritter das nun eben erfaßte Schwert aus der Hand. Als er es wüthend wieder erfassen wollte, riß sich Elisabeth von ihm los, nahm Willibald's Arm und sagte: „Kommt, kommt unter die Menschen, die Zelte!“

Hieronymus hatte das fallende Schwert aufgefangen, und der Ritter drang auf ihn ein, es ihm wieder zu entreißen.

Ulrich drängte ihn mit seinem eigenen Schwert zurück, aber ohne ihn zu verwunden, und sagte: „Wir schlagen uns nicht mit Raufbolden und Stegreifrittern, die ehrbare Frauen unziemlich behandeln; das Schwert behalten wir, weil Ihr nur Frevel damit anrichten möchtet; hol't es Euch wieder beim Könige oder bei dem hochedlen Rath dieser Stadt, wenn Euch danach verlanget.“

Es kamen Leute, Stadtschützen, eine stattliche An-

zahl der Rußigen, und Alle fragten, was es gebe? Der Ritter, da er wußte, daß die Bürger und Zünftigen immer geneigt waren einander wider den Uibermuth des Adels zu helfen, und daß er allein unter diesen Vielen nichts ausrichten, und wahrscheinlich als ein Brecher des Landfriedens „eingebracht" werden möchte, brach sich durch die Menge Bahn und sagte drohend:

„Ich werde dem König vermelden, wessen er sich zu den Nürnbergern zu versehen hat, die sich also gegen seine Begleiter betragen!"

Man ließ ihn gehen und die Meisten schallten ihn ein Großmaul, und lachten und höhnten hinter ihm her.

Die kleine weibliche Gestalt, welche Elisabeth vorhin hinter den Baubrüdern bemerkt hatte, war auch noch da. Es war das Judenmädchen von diesem Morgen. Sie drängte sich jetzt an Ulrich und sagte:

„Der Ritter da ist ein Placker und Straßenräuber, nehm't Euch vor ihm in Acht."

„Unser einem kann er Nichts rauben!" lächelte er, „aber ich danke Dir, liebes Kind! Weißt Du seinen Namen?"

Wie glücklich lächelte die Kleine! Sie wollte antworten, aber Hieronymus zog den Kammeraden von ihr fort und sagte vorwerfend: „Sprich doch nicht mit der Judendirne!"

Ulrich hatte in der Dämmerung die gelben Streifen an ihren Aermeln nicht bemerkt, er bemerkte auch weder vorhin noch jetzt, daß sie die weiße Rose, die er diesen Morgen zur Seite geworfen, an ihrem Kleide trug — aber er kehrte sich jetzt schnell von ihr ab und bemerkte auch nicht, wie sie ihre Arme wie von einem plötzlichen Schlag getroffen herabsänken ließ und die Hände ineinander rang.

Achtes Capitel.

Das Achtort.

Fest an Fest reihete sich im lustigen Nürnberg aneinander, die Gegenwart des Königs zu feiern. Die Rathsherren, die reichen Kaufleute, die gelehrten Gesellschaften, die Zünfte — sie alle stritten sich miteinander, den König in ihrer Mitte zu sehen, und vor allen anderweitigen Vorstellungen und Lustbarkeiten hatte Markgraf Friedrich, der den König bei sich auf der Veste beherbergte, noch nicht dazu kommen können, selbst ein Fest zu veranstalten, und mußte damit von einem Tage zum andern warten.

Den Tag, zu welchem Max der freien Steinmetzzunft versprochen, in ihrer Mitte als Baubruder zu erscheinen, mußte er ihr allein widmen. Schon am Morgen verließ er die Veste, nur von Kunz von der Rosen, ein paar Rittern und einigem Gefolge aus der Diener-

schaft des Markgrafen begleitet, und ging zu Fuß durch die Stadt bis an die Bauhütte an der St. Lorenzkirche. Der König war ohne Rüstung und einfacher als sonst in ein Wamms von dunkelbraunem Sammt gekleidet, am breiten Ledergürtel ein kurzes Schwert, ein Sammtbaret mit weißen Federn auf den blonden Locken, bezeichnete ihn nur der übergeworfene Purpurmantel als Majestät. Seine Tracht ähnelte der der Baubrüder, nur daß sie von besserem Stoff war, aber die Stiefel von ungeschwärztem Leder waren gewissenhaft beibehalten.

Aus der Hütte heraus schallten die laut in den Stein hämmernden Klänge der Steinmetzen. Die Thür war verschlossen. Dreimal schlug der König mit seinem Schwert an dieselbe. Der Pallirer trat heraus, schloß sie wieder hinter sich und sagte:

„Wer Einlaß begehret, gebe das Paßwort.“

Der König trat ganz nahe zu ihm und flüsterte ganz leise ein Wort in das Ohr des Pallirers. Darauf reichte ihm dieser drei Finger seiner Hand, und der König erwiderte den Händedruck in dergleichen Weise. Kunz war hinzugeschlichen und hatte auf einem Beine stehend gelauscht, ob er nicht verstehe, was die beiden Heimliches sprächen — ohne daß ihm dies jedoch möglich war. Max warf jetzt seinen Purpurmantel ab, gab ihn dem Hofnarren und sagte zu ihm:

„Hier, guter Freund; weil Du Dich heute von Max trennen mußt, magst Du ihm indessen die Königswürde bewahren.“

Kunz zog den Mund schief und sagte: „So tauschen wir einmal die Rollen vollständig: nun bin ich heute auch der König — denn daß Du eben der Narr bist, ist eine ausgemachte Sache.“

Obwohl einem Hofnarren Alles für Recht ausging, was bei Andern zum Verbrechen ward, und obwohl der König selbst als Antwort nur lachte, machte der Pallirer doch ein sehr finsteres Gesicht: nicht weil Kunz die Würde des Königs, sondern weil er die der freien Maurer durch seine Bemerkung verletzte. Max gewahrte dies nicht so bald, als er zum Pallirer sagte:

„Lass' es gut sein, mein Bruder, der Kunz da ist bei jeder Gelegenheit bereit mit mir zu tauschen, und trägt es mir immer noch nach, daß ich zu Brügge auf der Kranenburg den Tausch verweigerte, der mir Freiheit und Leben, ihm aber gewisses Verderben gebracht hätte —“

Kunz ließ den König nicht ausreden, hielt ihm seine Mütze vor den Mund und sagte: „Wenn Du mich immer verspotten willst, so werd' ich mir einen andern Herrn suchen, und Du kannst Dir einen von Deinen Brüdern da drinnen für meine Stelle mitbringen.“

Max schob ihn zurück, grüßte ihn und seine Beglei-

ter und sagte: „Nun gehabt Euch für heute wohl, Ihr Herren, und laßt Euch die Zeit nicht lang werden!"

„O den Wunsch geben wir in Gnaden zurück!" sagte Kunz. „Indeß Du mit Deinen Gesellen mauerst, werden uns die hübschesten Kinder Nürnbergs über Deine Abwesenheit trösten und wir werden diesen Trost wohl erwiedern!"

Der König hörte nicht mehr auf ihn, sondern war mit dem Pallirer in die Hütte getreten, die sich hinter ihm wieder schloß und aus der man nun laute Willkommengrüße tönen hörte.

Kunz aber hatte, so wie Max verschwunden war, seine lustige Laune verloren, denn es war ihm unheimlich zu Muthe, wenn er von ihm getrennt war, seit diese Trennung einmal so unglücklich gewesen, und er ward auch jedesmal verdrießlich, wenn er an seine Aufopferungsfähigkeit von dem König vor andern Leuten erinnert ward. Für eine That, die sich bei ihm so von selbst verstand, begehrte er nicht noch Dank von seinem Herrn. Er hatte ihn darum auch nicht ausreden lassen, obwohl man überall im Reiche die Geschichte aus Brügge kannte, auf welche der König anspielte.

Als König Max nämlich von der Stadt Brügge eine Einladung erhalten hatte, daselbst Lichtmesse zu feiern, nahm er diese an, obwohl es ihm alle seine Räthe wider-

riethen, da die Stadt sein Regiment nicht wollte und ihre Bürger noch besonders durch französischen Einfluß wider ihn gereizt waren. Am 31. Januar 1488 zog er von etwa fünfhundert Reitern begleitet gen Brügge. Hier am Thore noch warnte ihn Kunz von der Rosen nicht hineinzugehen, weil er in sein Verderben renne. Max verwies ihm die Warnung und blieb bei seinem Entschluß. Da sagte Kunz zu ihm:

„Lieber König, ich sehe, daß Du hier mit Gewalt gefangen werden willst; da ich aber dazu keine Lust verspüre, so will ich Dir nur das Geleite bis an die Burg geben und dann zum andern Thore wieder hinaus reiten. Deinen lieben Söhnen in Brügge traue der Teufel."

Danach handelte er auch und verließ die Stadt und den König. Sobald er aber erfuhr, daß dieser wirklich in Brügge gefangen gehalten werde, versuchte er mit zwei Schwimmgürteln versehen durch den Schloßgraben zu kommen, um vermittelst des einen derselben seinen Herrn zurück über den Graben nach einem Ort zu bringen, wo er Pferde bereit hielt. Aber obwohl die Stille der Nacht ihn begünstigte, weckte er doch die im Graben wohnenden Schwäne, deren wildes Geschrei das unbemerkte Gelingen seines Beginnens unmöglich machte. Darauf lernte er das Bart- und Haarscheeren, schlich sich in die Stadt und gewann einen Franciskaner-Guardian, daß

ihn derselbe als Begleiter eines andern Mönchs als des Königs Beichtvater in dessen Gefängniß schickte. Als mit ihm Kunz allein war, gab er sich zu erkennen und verlangte, der König soll sich eine Platte scheeren lassen und in der Mönchskutte entrinnen, indeß statt seiner er im Gefängniß bleibe. Standhaft verweigerte Max die Annahme dieses Opfers, und wie sehr Kunz auch flehete, weinte und zürnte, er mußte wieder gehen, wie er gekommen. Beim Abschied sagte er zu ihm: „Wenn Du mir auch nicht vergönnst statt Deiner zu bleiben, und Dich weigerst, mit mir die Rolle zu tauschen, wenn Deine Hüter kommen und den König suchen, so werden sie auch in Dir den Narren finden.“ Indeß war sein Kommen doch nicht ganz vergeblich, denn Max erfuhr von ihm den Stand seiner Sache, und ebenso kam durch ihn überall die Kunde umher, wie es um den König stand. Aber erst am 16. Mai erlangte er die Freiheit. —

Etwa eine Stunde mochte König Max in der Bauhütte gewesen sein, als er aus derselben wieder heraus trat, begleitet von dem Propst Anton Kreß, dem Hüttenmeister, Werkmeister und Pallirer und gefolgt von allen Werkleuten, Gesellen und Lehrlingen, und mit ihnen zur nahen Lorenzkirche zog. Heute hatte die Arbeit noch geruht. Alle hatten drinnen in der Hütte beim Empfang des königlichen Baubruders gegenwärtig sein und seine

Begrüßungsrede hören wollen, die nicht außen gesprochen werden durfte, wo auch profane Ohren ihr hätten lauschen können. Jetzt eilten alle Steinmetzen, die bei dem äußern Bau zu thun hatten, an ihre Plätze. Max selbst hatte ein ledernes Schurzfell umgethan und eine Kelle in der Hand, um zu zeigen, daß er die edle Steinmetzkunst wohl verstehe und ihrer Ausübung in der Mitte der Baubrüder und vor allem Volk sich nimmer schäme.

Im Freien ward bei solchen heiligen Bauten nur eben der wirkliche Aufbau mit Kalk und Mörtel vorgenommen. Die Steine selbst wurden erst in der Hütte behauen und mit jener kunstreichen Ornamentik versehen, oder zu jenen bald plastisch schönen, bald wunderlich komischen Gestalten vollendet, welche wir noch heute an den Werken der Gothik bewundern.

Albertus Magnus, der Gründer des gothischen Baustyls, hatte zu seiner Bildung Vieles aus den Schriften des Hermes Trismegistus und Plato benutzt und den berühmten Lehrsatz des Pythagoras in Anwendung für den Kirchenbau gebracht. Dieser Lehrsatz gründete sich auf die Einheit, welche er in das Achtort als den Mysterienschlüssel seiner neu erfundenen Baukunst legte. Das Eine, welches die Kraft, das Unerforschliche, den Anfang und das Ende aller Zahlen einschließt, und doch selbst keine ist, weder gerade noch ungerade, läßt sich

durch keine arithmetische Formel herstellen: Gott! und Gott ist Eins, ohne Anfang und Ende, ewig, was durch den Zirkel und den Kreis symbolisch ausgedrückt wird. Der Zirkel ist die Kraft, Festigkeit, das beharrliche Streben, wieder an den ersten Ausgangspunkt zu gelangen. Daher stellte Albertus das Achtort, in welches er den Zirkel stellte, das Dreieck, das den Kreis bildete, als Grundprinzip und System des Styls und der Constructionen fest.

Um den Maurern den langen und schwierigen Weg des Lernens abzukürzen und zu erleichtern, und das Erlernte praktisch durchzuführen, ward der Tempelbau als Gottesdienst gelehrt, und rief Albertus diese symbolische Sprache der Alten wieder in's Leben, und paßte sie den Formen der cabbalistischen, mathematischen und geometrischen Baukunst an, wo sie in angenommenen Figuren und Zahlen als Abkürzungen weitläufiger Anordnungen im Baugeschäfte sehr gute Dienste leisteten, um so mehr, als es den Bauvereinen nicht erlaubt war, die Grundsätze der Albertini'schen Baukunst schriftlich abzufassen, denn sie mußten, um nicht profanirt zu werden, stets das strengste Schweigen darüber beobachten. Um das Geheimniß zu bewahren, bediente man sich der Symbole. Sie galten als Norm und Richtschnur bei Ausübung der Kunst, und erleichterten dem, der sie verstand, die Arbeit.

Nach dieser einmal festgestellten Kunstsprache ward die Construction des Baues gebildet.

Der Geist dieser Geheimlehre wirkte segensreich, denn man nahm nur diejenigen zu Lehrlingen auf, bei denen man die Fähigkeit für ihr Verständniß voraussetzen konnte. Sie mußten sich einem ersten Examen unterwerfen, das nur diejenigen bestanden, welche mit natürlichem Verstand und einigen nöthigen Vorkenntnissen z. B. in der Geometrie und Mathematik ausgerüstet waren. Mehr noch als die strenge Strafe und Entehrung, welche darauf stand, hielt das Ehrgefühl und die Achtung, welche die Baubrüder überall genoßen, selbst der Nimbus des Geheimnißvollen, der sie umgab, davon zurück, die geweihte Sprache einem Profanen mitzutheilen, und die Geschichte der Bauhütten hat kein Beispiel dafür, daß dies je ein freier Maurer gethan und seinen Schwur des Schweigens gebrochen hätte. Diese geweihte Sprache war für die Bauleute unter sich Mittel der Mittheilung, besonders zu der Zeit, da die Schreibkunst noch zu den seltenen Künsten gehörte, und auch später, wo die viel beschäftigten Steinmetzen selten Zeit fanden sie zu üben. Auch die Lehrlinge wurden gleichsam spielend mit Sinn und Bedeutung der Symbole vertraut, da sie dieselben täglich vor Augen hatten und bei der Arbeit den Unterricht der älteren Kameraden benutzten. Natürlich gab es auch

hier wieder verschiedene Grade, und dem Lehrling enthüllte sich nicht gleich das Ganze der Albertinischen Baulehre. Ein Symbol war oft erst wieder das Symbol eines Symbols für einen höheren Begriff, der nur den Gesellen deutlich war, und Manches war wieder noch diesen, oder doch manchen unter ihnen verschlossen, was der Werkmeister im höheren Sinne aufzufassen verstand. Diese Meister machten die Projekte, Aufrisse und Grundpläne nach dem Grundsatz des Acht- und Sechsortes. Danach mußten die Gesellen in der Hütte die Profile auf dem winkelrecht behauenen Stein aufreißen und rein ausarbeiten. Man bediente sich dazu der Maaßbretter, schablonenartig geschnittene Bretter, welche auf den Stein gelegt wurden und diese danach behauen. Besonders war dies eine Arbeit der Lehrlinge, indeß die Gesellen mehr nach selbständigen Entwürfen aus dem Freien arbeiteten.

König Max, der in seiner Jugend eben Alles zu lernen suchte, und der in der Mathematik und Geometrie genug Kenntnisse besaß, um bei seinen Fähigkeiten schnell die ersten Grade der freien Steinmetzkunst durchlaufen zu können, hatte sich in der Bauhütte zu Wien als Mitglied aufnehmen lassen, denn Niemand, selbst fürstliche und geistliche Personen nicht, durften die Bauhütte betreten, noch einer Zeche oder einem Hüttentage beiwohnen, wenn sie nicht selbst Mitglieder waren; nur solchen, welche das Paßwort zu

geben vermochten, öffnete sich die Bauhütte, darum mußte der König heute auch alle seine Begleiter von sich lassen, weil sie sämmtlich zu den Profanen gehörten. Der Propst Anton Kreß und der Hüttenmeister hatten die Ehre seine nächsten Begleiter zu sein. Niemand nannte ihn hier König oder Majestät, sondern Alle redeten ihn nicht anders an, denn mit „Du" und „Bruder Max".

Der König besichtigte den neuen Bau an der Lorenzkirche mit Kennerblick, und da alle Baubrüder an ihre Arbeit gingen, legte er selbst mit Hand an's Werk, um zu zeigen, daß er die Baukunst noch in jedem Stück verstehe. Bald stand er auf der höchsten Gerüstspitze des neuen Thurmes mit einem Fuß, indeß er mit dem anderen nach seiner waghalsigen Gewohnheit anderthalb Schuh weit in die Luft maß. Mit seiner Rechten schwang er die Kelle, und fügte den höchsten Stein ein, weil er, wie er sagte, nicht dagewesen sei, um den Grundstein zu legen.

Unten auf dem Platz um die Kirche stand vieles Volk und jauchzte dem kühnen Fürsten zu, der so, fast dreihundert Fuß hoch, in schwindelnder Höhe über der Menge schwelte, als sei er es nicht anders gewohnt. Und die Steinmetzen lobten auch den Bruder Max, der es den kühnsten und geschicktesten unter ihnen gleich zu thun verstehe.

Und wieder stieg er herab, stand vor der prächtigen Brautthür, über deren Portal die herrlichste, kunstvoll gearbeitete Fensterrose prangte, und welche die fünf klugen und thörichten Jungfrauen schön in Stein gemeißelt umstehen, und trat durch das erhabene Portal in den noch erhabeneren Raum. Der Probst, der ihn begleite und sich nicht recht getrauen mochte, manche etwas zu tiefgehende Frage des Königs zu beantworten, hatte Ulrich neben sich gewinkt. Es bedurfte hier keiner Vorstellung. „Das ist das Monogramm des Bruders Ulrich," sagte Kreß, auf ein Kreuz mit dem Winkelmaaß durchschnitten deutend, das sich an einem Kapital befand, welches eine zierlich gearbeitete Krone von Eichenlaub schmückte. Das war der Vorstellung genug, denn Max'ens Blicke, die mit Befriedigung auf den Werken ruhten, wandten sich in gleicher Weise zu dem Steinmetzen, dem es nun vergönnt war, an seiner Seite zu wandeln.

Und so gingen sie durch den erhabenen Bau, der im reinsten gothischen Baustyl die Wunderwerke desselben verkündete. Wie war hier alles Starre an Pfeilern und Gewölben verschwunden, wie hatte sich hier Alles gelös't in ein durchaus gegliedertes und bewegtes Leben. Zu prachtvollen Säulen waren die Pfeiler emporgewachsen, und ringsum aus der Außenfläche ihres Kernes schwangen sich leichte Halbsäulchen und Röhrenbündel empor,

daß die Masse des Pfeilers gleich der Garbe eines lebendig bewegten Springquells aus dem Boden aufgestiegen schien. In den Bögen, welche die Pfeiler verbanden, neigte sich diese Springfluth im rythmischen Spiele und doch in sicherer Beschlossenheit gegeneinander, an den Oberwänden des Mittelschiffs stieg sie in ungehemmter Kraft empor, an allen Linien des Gewölbes strahlte sie herüber und hinüber. Was noch an lastender Form die Seiten- und Oberwände hätte bilden mögen, verschwand dadurch, daß sie zu weiten und hohen Fenstern sich auseinander dehnten, während doch ein elastisch gespanntes Sprossenwerk in ähnlichen flüssigen Formen gebildet, allen Eindruck eines leeren Raumes aufhob. Die gesammte innere Architektur war zum Ausdruck von Kraft und Bewegung geworden; sie zog die Sinne und das Gemüth des Beschauers unwillkürlich aufwärts, und doch war Alles von jenem klaren Ebenmaaße erfüllt, welches mit der Bewegung zugleich die erhabenste Ruhe, mit der Kraft die edelste Majestät verband. Durch die prachtvoll in schönstem Farbenglanze strahlenden Bogenfenster quoll ein Meer von Glanz und Gluth — es war gleichsam die Inbrunst eines glühenden Gefühls, bei dem tausendstimmigen Hymnus des Gebetes, der von den Steinen, welche zu sprechen schienen, widerhallte, getragen von den tausend Armen und gefalteten Händen, welche die Pfeiler zur Feier des Höchsten emporstreckten.

Auch über Max kam diese weihevolle Stimmung. Er wandte sich von dem Propst, der ihm weitläufig auseinander setzen wollte, daß diese köstlich gemalten Fenster erst kürzlich von Veit Hirschvogel wären vollendet worden, dessen drei Söhne zugleich die Kunst des Vaters übten und es wohl auch zur Meisterschaft bringen würden. Obwohl Max, sonst ein Freund aller Künstler, gern von allen erzählen hörte, und sie auch selbst aufzusuchen oder zu sich zu bescheiden pflegte, so mochte er doch im Augenblick, wo ein großer Gesammteindruck ihn erfaßt hatte, Nichts vom Einzelnen hören, und sagte kurz abweisend: „Wir sprechen nachher davon," indeß er zu Ulrich sagte: „Hier ist Leben und Bewegung, und doch ein Bau, der von Ewigkeiten spricht, der Stand halten wird im Sturm der Zeiten. Tausende haben daran gebaut, und ist doch ein Geist in dem Ganzen, und hat doch jeder einzelne Stein seine Stimme, aber alle klingen zusammen in einer großen Harmonie. Ich wollte, ich könnte das deutsche Reich erbauen wie einen Dom."

„Erbau' es nach einem solchen!" sagte Ulrich feierlich. „Du bist der erste deutsche König, der einen Einblick gewonnen in die Mysterien eines solchen Baues; zeige es den Geweihten, daß Du ein echter Schüler bist des Albertus Magnus und so durchdrungen von seiner erhabenen Lehre, daß Du gar nicht anders kannst, als sie

auf alle Verhältnisse anwenden. Sieh', kein Profaner hat den Schlüssel zu dem geheimen Grundprinzip unseres Tempelbaues; aber im Tempel selbst beten alle Profanen an, von der göttlichen Macht bezwungen; sie verstehen nicht die heiligen Symbole, aber die gewaltige Harmonie, die aus den Steinen redet, klingt in allen Herzen wieder, alle beten an und fühlen: so muß es sein, so lobt das Werk die Meister, die sich selbst verbergen und nur still sich freuen, daß sie Ewiges geschaffen im Endlichen, geschaffen in einem Geist und doch mit tausend Händen."

„Bruder Ulrich," versetzte Max, indem er dem begeisterten Sprecher tief in die Augen sah, „ich fürchte, wenn ich auch den Grundriß mache gleich dem besten Baumeister: die tausend Hände werden fehlen, die willig sind und geschickt, die Steine nach dem Plan zusammenzufügen zur Harmonie eines einigen Baues."

„Sie werden nur fehlen, wenn der Aufschwung fehlt, der Glaube an die Macht des Ganzen!" fiel ihm Ulrich in's Wort; „aber Beides wird kommen, wenn die Stimme des Meisters ruft und sie den Grundstein gelegt sehen zu einem neuen Bau. Du hast die erhabene Sendung empfangen, das Haupt des deutschen Reichs zu sein: so stelle Dich hin mit Zuversicht in seine Mitte; sei nicht nur der Baumeister, der den Plan entwirft, sei selbst der

Mittelpunkt des Sechsortes, sei die Grundlinie in dem Achtort, sei der Zirkel, der darinnen steht und den heiligen Kreis um sich zieht, und das erste Quadrat trage Wahrheit, Freiheit, Recht und Kraft an seinen Spitzen, denn darin ruhet die Signatur Gottes, und das zweite Quadrat sei die Einheit, die das Achtort bildet, und darauf allein baue weiter: dann wird das ganze Volk in Deinen Tempel strömen, preisen und danken und sich neigen vor der göttlichen Macht."

„Fürwahr," sagte Max, „ich möchte wissen, ob je Albertus Magnus sich hätte träumen lassen, daß seine Lehre je vom Kirchenbau solche Anwendung finden würde auf das Reich."

„Warum nicht diese?" fragte Ulrich. „Er hat den Tempelbau als Gottesdienst selbst gelehrt, und solcher ist es auch den Tempel einer Nation zu erbauen; das Höchste wird vollbracht, wenn es den höchsten Maaßstab an sich legt. „Hier ist Leben und Bewegung," sagtest Du vorhin selbst, „und doch ein Bau, der Stand halten wird im Sturm der Zeiten!" Siehe, so ist es! gerade nur ein solcher vermag zu dauern, den das Leben sich frei entfallten läßt und keine Bewegung verhindert. Denke Du auch so auf dem Thron des deutschen Reichs. Hindere keine Bewegung im Volke, die nicht das Ganze bedroht, hindere keine Bewegung im Reich der Geister, gib

nicht zu, daß die Pfaffen sie jemals hindern! Was wir als Geweihte erkannt und um unsere Erkenntniß wenigstens anderen Geweihten durch Symbole, und da und dort auch den Profanen, wenigstens solchen, die in den Steinen lesen können, in unsern Wahrzeichen kund thun, daß wir, die wir zum Kirchenbau berufen, doch die Gebrechen der Kirchendiener und Verfassung erkennen: das vergiß nicht draußen im Reich: herrsche mit der Krone und dem Scepter Karl's des Großen, aber laß den Kaiserthron mehr sein als einen Fußschemmel unter dem päpstlichen Stuhl."

Max antwortete nichts mehr, weil er nichts mehr hören mochte. Nur der freie Maurer durfte eine solche Sprache reden, nur als freier Maurer durfte er sie anhören. Noch war er ja nur König, noch nicht Kaiser. Er wandte sich von Ulrich zu Anton Kreß, der als stiller, staunender Zuhörer neben ihm geblieben war. Ihn schienen Max'ens Blicke zu fragen: Was denket Euch von solcher kühnen Rede?

Als Antwort flog ein väterliches Lächeln über das wohlgenährte Gesicht des Propstes und er sagte nur: „Ein begeisterter Schwärmer, der Entwürfe zu Riesenbauten in seinem Kopfe trägt, für die ein Dom von Stein noch eine zu kleine Aufgabe, so daß sie darüber hinaus sich in fremde Regionen wagen. Das legt sich mit

den Jahren. Ich habe auch schon Steinmetzen gekannt, die Pläne zu himmelhohen Thürmen entworfen, und dann froh waren, wenn ein Sakramentshäuslein daraus zu Stande kam.“ —

Als der König mit der Besichtigung der Lorenzkirche fertig war, begab sich der Zug der Baubrüder in die St. Sebastianskirche, denn auch dies herrliche Bauwerk hatte Max noch nicht gesehen, da er ja zum Erstenmale in Nürnberg war. In der großen steinernen Bauhütte, die seit dem Kirchenbau dem Rathhaus gegenüber erbaut worden und stehen geblieben, sollte das Festmahl, die Zeche gehalten werden, da diese Bauhütte größer war als jene und jetzt auch nicht darin gearbeitet ward, der Raum darin also vollkommen frei war. Man hatte sie neu mit schönem Ultramarin ausmalen lassen, und überall glänzten auf dem himmelblauem Grunde Zirkel, Winkelmaaß und Dreieck. Das Bild des heiligen Johannes befand sich in der Mitte auf Goldgrund gemalt, und in einiger Entfernung glänzte auf der himmelblauen Wand ein Kranz goldener Sterne darum. Das Sechs- und das Achtort waren zu beiden Seiten an die Wand gezeichnet. Unter jenem stand:

„Des Steinwerks Kunst und all' die Ding'
Zu forschen, macht das Lernen g'ring.
Ein Punkt, der in den Zirkel geht,
Der im Quadrat und Triangel steht.

Trefft Ihr den Punkt, so seht Ihr's klar,
Und kommt aus Noth, Angst und Gefahr.
Hiermit hab't Ihr die ganze Kunst.
Versteht Ihr's nicht, so ist's umsunst.
Alles, was Ihr gelernt hab',
Das klagt Euch bald, damit fahrt ab!"

Die Acht war den Theosophen von jeher die wichtigste Zahl als doppelte Vier die Signatur Gottes in der sichtbaren Welt. Die Zahlen des Achtortes umgaben hier dasselbe: 1. 3. 4. 5. 7. 9. 10. 12 als solche, die alle in dem Zirkel liegen und deren Grundlage die Wurzel 1 ist. Aus Eins entspringt Drei, aus Drei: Vier, die Zahl der Buchstaben im Namen Gott, der fast in allen Sprachen deren vier hat. Unter dem Achtort stand:

„Was in Steinkunst zu sehen ist,
Das kein Irr- noch Abweg ist:
Sondern schnurrecht ein Lineal
Durchzogen vom Zirkel überall.
So findest Du Drei in Vieren steh'n
Und also durch Eins in's Centrum geh'n,
Auch wieder aus dem Centrum in Drei
Durch die Vier im Zirkel ganz frei."

In der Mitte befand sich eine große Tafel mit blauen Bechern besetzt und hohen Armleuchtern, auf denen dicke Wachskerzen brannten, denn die Fenster der Hütte waren mit schweren Läden aus eichenem Holz mit Eisen beschlagen verschlossen, damit kein profanes Auge von außen einen Blick in die Hütte zu werfen wage.

Drinnen wurden Bundeslieder gesungen und einander zugetrunken auf das Wohl der Baubrüderschaften und auf das des Bruders Max.

Nachdem dieser schon manches schöne Wort gesprochen, das günstig für deren ferneres Gedeihen mochte gedeutet werden, und der Stoff der Reden erschöpft schien, stand er nochmals auf und sagte:

„Ich habe noch Etwas auf dem Herzen. Es ist einem meiner Ritter unter Spott und Schimpf auf dem Feste der Bürgerschützen sein Schwert entrungen worden, und seiner Beschreibung nach ist es ein Trupp Baubrüder gewesen, der sich dessen unterfangen hatte. Ich will hier nicht Gericht als König hegen, aber ich will meine Brüder bei ihrem Eid befragen, wer das gewesen und wie sich die Sache verhält?"

Ulrich und Hieronymus standen auf und traten vor. Ersterer sagte: „Ich hieß den Ritter sein Schwert vom König fordern, wenn er es wieder haben wolle, da er allein entscheiden könne, ob er würdig sei es wieder zu empfangen. Bis dahin nahm ich es an mich. Ich dachte weder, daß der Ritter seine Schuld bekennen, noch daß er seinen Herrn so frech belügen würde." Und er erzählte wahrheitsgetreu, was auf der Hallerwiese sich zugetragen, und Hieronymus bestätigte es.

„Gehörte das Frauenzimmer zu den Familien der Genannten?“ fragte der König.

Hieronymus antwortete: „Es war die Gemahlin des Herrn Christoph Scheurl, Elisabeth, aus dem hochangesehenen Geschlecht der Behaim.“

Maxen's Augen blitzten. Er sagte zu den Beiden: „Nicht war, es steht schlimm, wenn Ihr, die Ihr das friedliche Gewerbe heiliger Baukunst treibt und Euch fern halten müßt von allen holden weiblichen Wesen, genöthigt seid die Ritter eines solchen gegen einen Ritter meines Gefolges zu werden? Ich werde ihm sagen, daß er sein Schwert wieder haben solle, aber erst wenn er die Ringmauer dieser guten Stadt hinter sich habe, die ich ihm befehlen werde schleunig zu meiden, da seine Gegenwart nur mir und meinen Begleitern zu Schimpf und Schande gereichen könne!“

Neuntes Capitel.

Frohe Feste.

Bei den Gastmählern, welche der Rath von Nürnberg auf dem Rathhause bei festlichen Gelegenheiten zu geben pflegte, war auch die Betheiligung der Frauen und Töchter der Rathsmitglieder Sitte, allein sie fanden ihren Platz an einer gesonderten Tafel. Die aufgetragenen Speisen wurden zuerst an der Tafel der Rathsherren herumgegeben, und die Frauen erhielten nur von denjenigen Schüsseln, deren Inhalt bis zu ihnen reichte.

Demgemäß waren auch die Tafeln bei einem Mahl geordnet, das der Rath zu Ehren des Königs Max veranstaltet und ihn sammt dem Markgrafen Friedrich und allen andern Rittern und Herren geladen hatte.

Als der König mit seinem Gefolge eintrat, waren die Nürnberger bereits alle versammelt und harrten in einem Halbkreis aufgestellt, die Herren auf der einen, die

Damen auf der andern Seite, seiner Ankunft, die schmetternde Trompetenklänge verkündeten. Die beiden Loosunger Tucher und Holzschuher wiesen ihm seinen Platz oben an der Tafel an, den unvermeidlichen Kunz von der Rosen an seiner linken Seite und an seiner Rechten den Markgrafen von Brandenburg; daran reihten sich die beiden Loosunger, und nun wechselte je ein Rathsherr mit einem Ritter ab nach strengster Rangordnung.

Kunz machte ein so erstauntes, auffallend dummes Gesicht und saß so regungslos wie vom Schreck gelähmt, daß der Markgraf zu ihm sagte: „Nun, Kunz, Ihr seh't aus, als sei Euch die Butter vom Brote gefallen, und hab't doch zur Zeit weder das Eine noch das Andere erhalten."

„Aber es sieht mir ganz danach aus," sagte Kunz, „als wolle uns dieser hochedle Rath mit tockenem Brote abspeisen, denn die Unterhaltung mit diesen Herren wird sich mir bald wie trockene Krumme im Munde wälzen, wenn nicht das Lächeln der Frauen die Butter dazu sein darf."

Der Markgraf lachte: „Ja, das ist so Nürnberger Art. Der Rath hat im Kampf wider den Putz der Frauen erliegen müssen, aber bei seinen Gastmahlen weiß er noch sich in Respekt und sie im Zaum zu halten."

„Ei, das wollen wir doch sehen!" sagte Kunz und schielte fragend nach dem König.

Der aber antwortete: „Du bist mein Rath und ich nicht der Deine. Ich will hoffen, daß Dich Dein Witz nicht im Stiche läßt, uns vom trockenen Brote zu helfen!"

Kunz sprang auf, kehrte aber, da er schon einige Schritte gethan hatte, wieder um, nahm den bereits gefüllten Humpen in die Hand, der an seinem Platze stand, und sagte: „Beinah' hätte ich vergessen mich gegen eine trockene Kehle zu verwahren!"

Mit einem Satze war er an der Frauentafel und stand vor Elisabeth.

„Erlaubt, edle Frau," sagte er, „daß ich Euren Platz für mich in Anspruch nehme, um Euch dafür den meinigen zu bieten. Sollte Euch der Tausch nicht genehm sein, so bleibt mir Nichts als meine Schalksfreiheit zu brauchen und den Sitz mit Euch zu theilen; Ihr braucht nur ein wenig zuzurücken, so haben wir Beide Platz!"

Dieser Nachsatz genügte, daß sich Elisabeth eilig erhob, erglühend dem Hofnarren in's Gesicht sah und nicht wußte, was sie thun oder antworten sollte, indeß die neben ihr sitzende Katharina Haller schadenfroh lächelte und mit zärtlichem Neigen auf Kunz blickte, denn sie nahm sein Kommen und daß er gerade an ihrer Seite Platz nahm, für eine ihr dargebrachte Huldigung, und

indeß ein Theil der Frauen laut lachte, verließ Markgraf Friedrich seinen Platz, ging auf Elisabeth zu, und indem er sich vor ihr verneigend ihre Hand faßte, sagte er zu den Herren an der Tafel gewendet: „Die anderen Ritter werden dem Beispiel folgen, das der lustige Rath gegeben,“ und zu Elisabeth: „Erlaubt, daß ich Euch zur Tafel führe, wie es Ritterbrauch.“

Und Kunz flüsterte ihr zu: „Nehm't es nicht übel, wenn Euch der Platz des Narren werden soll; nur wenn Ihr es mir nicht Dank wüßtet, wäret Ihr eine Närrin. Ihr hörtet eben, daß mich der Herr Markgraf einen lustigen Rath genannt, und da könnt Ihr wohl meine Stelle besser ersetzen. Ich sah, wie die Adleraugen meines Königs zu Euch flogen, und obwohl er Falkenblicke hat und auch in solcher Entfernung keiner Eurer Reize ihm entgeht, so wird er sich Eures Anblickes doch lieber in der Nähe erfreuen.“

Erglühend, aber mit stolzem Anstand schritt Elisabeth, von Friedrich geführt den Ehrenplatz an der Seite des Königs einzunehmen, auf diesen zu, indeß die Ritter und einige jüngere Nürnberger aufstanden, um zwischen den Damen Platz zu nehmen oder sie mit sich zur königlichen Tafel zu führen. Es entstand ein buntes Gewirre, daß auch die ehrwürdigsten Rathsmitglieder, die mit Schrecken diesen Umsturz alles wohllöblichen Herkom-

mens durch den Narren sahen, Mühe hatten durchzudringen und nur einen leidlichgeordneten Zustand herbeizuführen, wo eine völlige Anarchie einzureißen drohte. Endlich hatten wieder alle Platz genommen, und mit Elisabeth saßen noch eilf Damen unter den Herren, während eben so viele Herren an der kleineren Damentafel Platz genommen, darunter auch Stephan, der den Platz neben Ursula erobert.

Max versäumte zwar nicht die Pflicht des königlichen Gastes, sich Allen zu widmen und für Jeden, den sein Wort erreichen konnte, freundliche Rede und ein gefälliges Ohr für die eines Andern zu haben, aber er hatte daneben doch immer bewundernde Blicke für Elisabeth, und eben so oft, wie er ihr eine süße Schmeichelei zuflüsterte, sprach er auch laut mit ihr über dieselben Gegenstände, welche mit den Männern zur Sprache kamen, wobei sie oft klügere und geistvollere Antworten zu geben vermochte als manche von ihnen.

Einmal fragte er sie leise: „Vermißt Ihr nicht Einen unter meinen Rittern?"

Sie ließ ihre Augen umherschweifen und verneinte die Frage.

„Das nimmt mich Wunder!" sagte er, „denn um Euretwillen habe ich Eberhard von Streitberg geboten die Stadt zu verlassen."

Elisabeth ward todtenblaß, und man sah, wie kalte Schauer ihre zarte, weiße Haut überrieselten; sie blickte vor sich nieder und vermochte nicht zu antworten.

„Habe ich das nicht recht gemacht?“ fragte Max mit dem Ausdruck der Verwunderung und suchte in ihren Augen zu forschen. „Ihr hab't nur zu befehlen, so ruft ihn ein Eilbote wieder zurück, und wenn ihm Eure Vergebung wird, soll ihm auch die meinige werden.“

„Nie, nie!“ rief Elisabeth, und dann fügte sie hinzu: „Ich danke Euer Majestät, die mich von einer großen Angst und Qual befreit hat.“

Es war hier nicht der Platz zu einem weitern Gespräch, das nicht von andern Ohren gehört werden sollte, und so ward es durch andere Unterhaltungen beendet, bei denen Elisabeth lange die stumme Zuhörerin machte, denn die Nennung des Ritters von Streitberg hatte sie in eine kaum geringere Aufregung versetzt, als neulich seine Gegenwart. Um ihretwillen hatte ihn der König fortgeschickt! Was wußte er von ihr und ihm? hatte Eberhard unziemlich oder drohend von ihr gesprochen? hatte er erfahren, wie sich Jener auf der Hallerwiese gegen sie betragen? durch wen denn, wenn nicht durch ihn selbst; denn mit jenen Jünglingen oder den Steinmetzgesellen, die sie beschützten, konnte der König doch unmöglich selbst gesprochen haben? Auch jene Aeußerung des Markgrafs,

daß sie ihn so wenig wie den schwarzen Ritter habe bemerken wollen, fiel ihr jetzt schwer auf's Herz. Was hatte Eberhard von ihr gesprochen? hatte er Lüge oder Wahrheit geredet — es dünkte ihr Beides gleich entsetzlich! — Und doch war ihr, als könne sie jetzt erst freier athmen, seit sie von der Furcht befreit war, ihn wieder zu treffen, und es mischte sich ein Gefühl stolzen Triumphes bei, weil sie diese Befreiung der Gnade des Königs dankte — der Theilnahme, die sie ihm erregt; so war die ritterliche Höflichkeit, mit der er sie vor allen andern Frauen Nürnbergs auszeichnete, mehr als ein momentaner Sieg ihrer Schönheit, so dachte er ihrer auch, wenn er sie nicht erblickte, und handelte für sie. —

Inzwischen sagte an der andern Tafel Katharina Haller zu Kunz von der Rosen: „Ihr hab't wohl die Scheurlin schon früher gekannt, weil Ihr so vertraut mit ihr seid?“

„Ei, das ist mein Vorrecht wie bei dem König so bei den schönen Frauen,“ antwortete Kunz, „sie machen die vernünftigsten Männer zu Narren, und da wüßte ich nicht, warum ihnen gegenüber ein Narr aufhören sollte einer zu sein. Uibrigens wißt Ihr ja, daß mein Herr und ich selbst zum Erstenmale in Nürnberg sind.“

„Deshalb hättet Ihr die Scheurlin doch schon gesehen haben können, denn sie ist einmal über ein Jahr

fort gewesen, um sich in Venedig und Gott weiß wo Alles abenteuerlich umher zu treiben," berichtete Katharina, und fügte hinzu, indem sie den Mund höhnisch spitzte: „Freilich, es ist wahr, wenn Ihr sie früher gekannt hättet, würdet Ihr sie schwerlich der erwiesenen Ehre würdigen; in der Fremde hat sie sich, wie man hört, nicht viel besser betragen denn andere fahrende Frauen, und welch' anstößiges Verhältniß sie mit dem hergelaufenen Poeten, dem Celtes gehabt, weiß ganz Nürnberg."

Ursula, die auf der andern Seite des Narren saß und zwar nur Aug' und Ohr für Stephan hatte, vernahm doch diese Schmähung Elisabeth's, die ihr das Blut in's Gesicht trieb, und sagte:

„Glaubt das nicht, Herr von der Rosen! Frag't andere ehrsame Frauen und Männer in Nürnberg nach der edlen Frau Scheurlin, und alle werden mit Achtung und Anerkennung von ihr sprechen."

„Solche ausgenommen," fiel ihr Stephan in's Wort, um ihre Rede zu vollenden, „die ihre geistigen und körperlichen Vorzüge ihr mißgönnen, weil sie sich dadurch in den Schatten gestellt fühlen."

„Ereifert Euch nicht, werthe Damen und Herren," antwortete Kunz mit um so größerer Ruhe; „ich müßte kein Narr sein, wenn ich nicht wüßte, daß die Menschen sich überall gleich sind; was Neid und Verläumdung

reden, spaziert bei mir zu dem einen Ohr herein, um zu dem andern wieder hinaus zu gehen, und sagt mir nur, wie wenig von den Leuten zu halten, die also sich bemühen Andere herabzusetzen; vor denen aber, welche Andere vertheidigen, nehm' ich meine Kappe ab!" Damit verneigte er sich ehrerbiethig vor Ursula und schüttelte Stephan die Hand.

Die gedemüthigte Katharina saß sprachlos vor Wuth da und wendete sich zu ihrer stumm gebliebenen Nachbarin Beatrix Immhof, einer hübschen, stillen Jungfrau, und sagte zu ihr:

„Nun sieht man doch, daß die alte Sitte gut ist, wenn wir Frauen für uns allein speisen; die Gegenwart der Männer verbittert die Unterhaltung."

Beatrix fühlte sich gerade nicht veranlaßt dem beizustimmen, denn neben ihr saß der Ritter Apel von Weyspriach und erzählte ihr Wunderdinge von seiner Reise aus dem heiligen Lande. Dieser wandte sich jetzt zu Frau Katharina und sagte leise:

„Ihr hab't nur einen mißlichen Platz neben dem Narren; sobald er uns einmal von seiner Gegenwart befreit, möcht' ich gern von Euch Näheres über Celtes und die Scheurlin hören, und wie die gefeierte Schönheit noch dazu gekommen, einen zwanzig Jahre ältern Mann zu

heirathen, der ihr freilich das Leben nicht schwer zu machen scheint?"

Katharina nickte ihm hocherfreut und beifällig zu, aber sie hielt ihre Zunge im Zaume, so lange Kunz neben ihr saß, von dem sie noch mehr als eine derbe Anspielung über neidische und klatschsüchtige Frauen hören mußte.

Die Mahlzeit währte bis zur Dämmerung, wo sich die Frauen entfernten, um zum darauf folgenden Ball sich umzukleiden; indeß zechten die Männer noch weiter, und es gehörte viel Muth und Tanzlust der Frauen dazu, zu dieser wüsten Gesellschaft wieder zurückzukehren und von den angetrunkenen Männern im Tanz sich schwenken zu lassen. Indeß war es so Sitte, selbst im ehrbaren Nürnberg, über dessen Zucht und Ordnung die Rathsherren sorgfältiger wachten, als in einer anderen Stadt geschah, und das von allen zeitgenossischen Schriftstellern als ein Muster von würdigem Bestand und feinen Sitten hingestellt wird. Aber auch von dieser Stadt schreibt Konrad Celtes selbst, der sich in ihr so wohl fühlte, wie sonst nirgends: „Bei den meisten deutschen Völkerschaften gibt es Anlaß zu blutigen Zänkereien und zu vielen anderen Uibeln und Ausschweifungen, daß sie einander nach gewissen Gesetzen und Gebräuchen aus großen Bechern zutrinken, wobei sie sich wie über einen

großen Sieg rühmen, wenn sie einen sinnlos und gleichsam todt zu Boden gebracht haben. Hier in Nürnberg sind die Tischgespräche gar artig und gegen die Weise der Deutschen gesetzt, ohne Händel und ohne freches Gelächter, sondern durch bescheidenes Stillschweigen niedergehalten. Das Schimpfen und Fluchen ist hier weniger an der Tagesordnung als anderswo."

Die Nürnbergerinnen kehrten also wieder zurück, nachdem sie die schweren Woll- und Sammetstoffe mit leichteren Kleidern von dünner Seide und jenem zarten Stoff vertauscht hatten, welche die alten Dichter ihrer Durchsichtigkeit wegen „gewebte Luft" nannten, Haar und Gewänder mit lebendigen Blumen geschmückt.

König Max selbst eröffnete den Tanz mit Eleonore Tucher, indeß Markgraf Friedrich mit Elisabeth tanzte. Dafür widmete der König dieser später mehr als einen Tanz und erwies ihr jede ritterliche Huldigung.

In welchen Rausch von Stolz und Glück sie auch dadurch versetzt ward, so gehörte sie doch auch jetzt nicht zu den selbstsüchtigen Naturen, die alles Andere über sich selbst vergessen. Darum sagte sie zu dem König:

„Darf ich mir eine Gnade von Euch erbitten?"

„Ihr wißt, es wird mich glücklich machen, Euch Alles zu erfüllen, was ein König erfüllen darf."

„Nun so tanzet den nächsten Tanz mit der blonden

sanften Jungfrau im weißen Kleid mit Rosen geschmückt, die eben mit Stephan Tucher an uns vorüberschwebt," sagte Elisabeth.

Der König lächelte: „Da hätte ich jede andere Bitte erwartet als eine solche! Wer ist das hübsche Kind?"

„Die Tochter Gabriel Muffel's, der unter den Rathsherren Euch vorgestellt ward. Es gibt Leute, die es der Enkelin wollen entgelten lassen, daß ihr Großvater vor zwanzig Jahren hier als Loosunger gerichtet ward. Sie ist das edelste und sittsamste Mädchen von Nürnberg, erhebt sie durch Eure Gnade vor diesen ungerechten Menschen."

„Es soll geschehen," sagte der König; „aber hab't Ihr nichts Anderes zu wünschen?"

„Stephan Tucher," fuhr Elisabeth fort, „wird Euch begleiten, wie ich höre, laßt ihn Eurer Gnade empfohlen sein."

Max lächelte: „Darf Euer Gemahl diese Fürbitte hören?"

„Er würde sie wiederholen, wenn Ihr ihm dieselbe Gnade erwieset wie mir," versetzte Elisabeth ruhig; „dieser Tucher liebt die Jungfrau Muffel, aber der Eigensinn der Väter widersetzt sich dieser Verbindung — nehm't Ihr das liebende Paar in Euren gnädigen Schutz."

Max ließ seine Blicke auf Elisabeth mit reiner Be-

wunderung gleiten, die jetzt nicht ihren Körperreizen, auch nicht ihren Kenntnissen, sondern den Eigenschaften ihres echtweiblichen Herzens galten, die sich jetzt ihm offenbarten, und sagte bewegt: „Keine andere Bitte?"

„Doch!" versetzte Elisabeth, „wenn Eure Majestät mich noch länger anhört. Heute bei der Tafel erzählte man Euch von Konrad Celtes, und wie Euer erlauchter Vater, unser gnädigste Kaiser und Herr mich ausersehen, ihm den Dichterkranz auf's Haupt zu setzen; vor all' den anderen Herren wagte ich nicht weiter von ihm zu sprechen, jetzt aber möcht' ich Euch bitten: leset seine Schriften und wollet bedenken, daß der nächste Platz neben dem Fürsten dem Dichter gebühren sollte. Ich wollte, er wäre jetzt noch hier: er würde Euch verstehen wie kein Anderer, und Ihr würdet seine Verdienste erkennen und zu würdigen wissen wie kein Anderer!"

„Ihr seid ein wunderliches Weib!" rief der König; „was kümmern Euch Andere? warum denkt Ihr nicht an Euch selbst?"

„Nur wenn ich an Andere denken kann, leb' ich mir selbst!" antwortete sie, und fügte bei sich selbst hinzu: wenn ich für Andere nicht leben kann, so will ich doch an sie denken! Dann fuhr sie fort: „Mich kümmerte es wohl, die beiden einzigen Männer, die ich als die edelsten ihres Geschlechtes verehre, berufen dem gesunkenen

deutschen Reiche wieder aufzuhelfen, Hand in Hand wirken zu sehen und die neue Zeit heraufzuführen, der Alle, welche denken können, sich entgegensehnen."

Max hatte über diesen Gespräch das Tanzen vergessen — so hatte noch keine Frau zu ihm geredet. „Eine neue Zeit?" wiederholte er sinnend. „Ihr werdet mit mir die Tage der vergangenen Herrlichkeit und Kraft des Kaiserreiches wiederkehren sehen, der Thron Karl's des Großen wird seinen alten Glanz entfalten und die Ritterlichkeit jener alten Zeit sich durch mich erneuern!"

Elisabeth seufzte. Seit ihr Bruder ausgezogen war, um neue Welten zu entdecken, seitdem Celtes das Studium schöner Menschlichkeit den vertrockneten Lehren der Kirchenväter siegreich entgegen gestellt, seit der Bruder wie der Dichter ihre Lehren ihr verdeutlicht, war sie gleich ihnen mit der ganzen Inbrunst einer sehnenden und ahnungsvollen Frauenseele zu einem schönen Zukunftsglauben begeistert worden, und der König, der ihr als das Ideal eines Helden und Volksbeglückers erschien, wenn jemals einer auf einem Thron gesessen — der sprach nun von der Rückkehr zu der Herrlichkeit der alten Zeit!

Aber er deutete ihr Seufzen anders und sagte: „Ihr hab't noch etwas auf dem Herzen — sprech't es aus; hab't Ihr denn keinen eigenen Wunsch, den Euer König erfüllen könnte?"

Er sah sie dabei so zärtlichglühend an, daß sie nach einigem Bedenken erröthend sagte: „Nun denn: wenn Ihr wieder einmal nach Nürnberg kommt und die Veste vielleicht nicht würdig bereitet ist Euch aufzunehmen, so betrachtet das Haus Christoph Scheurl's als das Eurige."

„Seid versichert, ich werde Eure Einladung annehmen!" rief Max, reichte ihr zum Versprechen die Hand und küßte die ihrige. Damit verabschiedete er sich zugleich von ihr, denn der Tanz war zu Ende, und mit dem nächsten erfüllte der König Elisabeth's erste Bitte: er winkte den Narren herbei, damit er ihm Ursula zuführe. Sie war nicht wenig erstaunt über die ihr erwiesene Ehre, und wagte vor sittiger Verschämtheit und Bescheidenheit kaum die Augen aufzuschlagen zu dem ritterlichen König. In immer größere Verwirrung gerieth sie, als dieser sie mit Stephan Tucher neckte und an ihrer Verlegenheit sich weidete. Zuletzt aber sagte er zu ihr:

„Verlaßt Euch auf Euren König! Ein wenig Prüfung müssen alle liebenden Paare bestehen, denket Ihr nur unter den Euren an mein Wort: daß ich nicht anders denn zu Eurer Hochzeit mit Stephan Tucher nach Nürnberg zurückkehren will, wenn Ihr in rechter Treue für einander beharrt! Das möge Euch trösten!"

„O Majestät!" rief sie und suchte doch vergebens nach weitern Worten ihren Dank zu schildern. Aber da

der Tanz beendigt war, eilte sie zu Elisabeth, denn sie ahnte, daß sie es war, der sie dies Glück verdankte. In ihren strahlenden Augen glänzte für Elisabeth der reichste Lohn eines Dienstes, den uneigennützige Freundschaft geleistet. Ihr Zweck war doppelt erreicht, denn außerdem, daß Ursula das königliche Wort als besten Trost empfangen, waren auch die Nürnberger, die ihr die Schande ihres Großvaters nachtragen wollten, durch die Auszeichnung beschämt, welche der König selbst ihr zu Theil werden ließ. —

Unter mancherlei Festen ähnlicher Art war der dritte September herangekommen, den der König zu seiner Abreise bestimmt hatte.

Das Abschiedsmahl hatte Markgraf Friedrich auf der Veste veranstaltet und dazu nur eine ausgewählte Gesellschaft eingeladen, die, das Gefolge des Königs ausgenommen, aus zwanzig Frauen und fünfzehn Männern bestand, sämmtlich den vornehmsten Nürnberger Geschlechtern angehörend. Gleich nach dem Mahl wollte der König zu Herzog Otto von Baiern nach Neumarkt reiten, der ihn dahin zu sich eingeladen, und von da nach Linz gehen zu seinem Vater, um die habsburgischen Erblande wieder zu erobern.

Noch einmal hatte Elisabeth das Glück, an der Seite des Königs ihren Platz angewiesen zu erhalten.

Mit Staunen sah sie auf ihrem Teller eine kunstvoll gearbeitete Rose von in Gold gefaßten Rubinen mit Blättern von grünen Smaragden an eine goldene Nadel befestigt. Sie warf einen fragenden Blick auf den König, und dieser sagte:

„Die Rosen, die Ihr mir bei meinem Einzug zuwarfet, habe ich Euch zu Ehren getragen, bis sie verwelkten; aber ich werde sie immer als Angedenken an Nürnbergs edelste Frau bewahren — verschmähet dafür nicht diese Rose mir zu Ehren an Eurem schönen Busen zu tragen."

Sie nahm das kostbare Geschenk erröthend und mit tiefem Verneigen und sagte: „Nicht Euch — mir selbst zu Ehren gereicht solch' bleibend Zeichen Eurer königlichen Gnade."

„Sag't Verehrung!" flüsterte er ihr mit süßem Lächeln zu; „und wenn Ihr einmal etwas zu bitten hab't, am liebsten für Euch selbst oder auch für Andere: so laßt mich die Rose wieder sehen; sie wird mich an glückliche Tage mahnen, und ich werde jeden Wunsch erfüllen, den Ihr an die Rose knüpf't."

Im Anfang fehlte diesmal die fröhliche Stimmung, die in den vergangenen Tagen geherrscht. Der König war stiller als sonst. Ward es ihm wirklich schwer, von der anmuthsvollen Nürnbergerin zu scheiden, oder dachte er

nur daran, daß er nach dieser Ruhezeit voll harmloser Unterhaltung nun wieder in's Gewühl des Kampfes müsse, oder was ihm noch schlimmer dünkte, vergeblich dem Vater anliegen werde, sich zu Energie und That zu ermannen, um die angestammten Lande sich wieder zu erringen und König Mathias von den angemaßten Thron zu stürzen? Hallte in ihm etwas von den Worten wieder, die der Baubruder Ulrich und die schwärmende Elisabeth zu ihm gesprochen, die noch mehr von ihm zu fordern schienen als den Siegeskranz des Helden und die Herrscherwürde Karl's des Großen? Wer lies't in den Seelen Derer, die das Schicksal auf den höchsten Platz gestellt, daß sie von Allen gesehen werden und doch von den Wenigsten erkannt?

Auch Stephan Tucher, der nun schon dem Gefolge des Königs beigezählt war und dann mit ihm aufbrechen sollte, saß still neben Ursula, nicht minder beklommen von der nahen Abschiedsstunde wie von der Gegenwart seines Vaters und Bruders, die zwar jetzt in der gewissen Zuversicht, daß Stephan, wenn er nur einmal von Ursula getrennt sei, ihr auch nicht treu bleiben werde, jetzt seine Huldigungen für sie weniger mißfällig bemerkten, aber ihn doch immer beobachteten, was ihn noch mehr in der Seele der Jungfrau beengte denn in der eigenen. Ebenso schien der Ritter von Weyspriach zu be-

klagen, daß er von Beatrix Immhof scheiden mußte, für die er an seine Erzählungen aus dem Morgenlande manche Galanterie geknüpft; und so gab es noch manchen fremden Herrn und manche für ritterliche Artigkeit empfängliche Nürnbergerin, die alle das Ende dieser harmlos fröhlichen Festtage bedauerten, und darum schon im voraus die gute Laune verloren hatten, so daß die ersten Gänge der auserlesenen Mahlzeit ziemlich still eingenommen worden waren, bis endlich Kunz von der Rosen sich in's Mittel schlug und in langer mit vielen Späßen und Seitenhieben „auf Männlein wie Weiblein“, wie er sich ausdrückte, gewürzten Rede sich für den einzigen Vernünftigen und Alle für Narren und Närrinnen erklärte, die mit dem Gedanken an die künftigen Entbehrungen sich schon die gegenwärtigen Genüße verdarben und durch eigene Schuld in Gift verwandelten.

Das half endlich und ebenso der massenhaft genossene Wein, der die Zungen löste zu freier Rede und fröhlichem Lachen, so daß die Unterhaltung bald die lebhafteste ward, die man je in diesen Tagen geführt.

Da hob der König die Tafel auf. Es war das Zeichen zum baldigen Aufbruch.

Kunz trat zu Elisabeth und Ursula und flüsterte ihnen zu: „Ich wollte Euch wohl einen guten Rath ge-

ben, wenn Ihr mir mit ein paar anderen Frauen hinausfolgtet in die anderen Gemächer."

Elisabeth hatte bis jetzt immer die Einfälle des Narren zu ihren Gunsten gefunden, warum sollte sie ihm jetzt nicht vertrauen? Sie folgte ihm also mit Ursula, Beatrix, Eleonora Tucher und ein paar anderen Frauen.

Er führte sie durch verschiedene Corridore und Säle bis in das Gemach des Königs. „Seht," sagte er, „da liegt die Rüstung, die er zu dem Ritt anlegen wird — da liegen seine Stiefel und Sporen. Ich weiß aber, er gäbe etwas darum, wenn er einen Grund fände, heute noch hier zu bleiben. Wer weiß, gibt es nicht ein Unglück, wenn wir reiten, denn ich glaube, es wird Mancher von uns schief im Sattel sitzen. Nun aber nimmt der König nie einen einmal gegebenen Befehl zurück, es sei denn, er würde durch einen Scherz oder von den Fürbitten schöner Frauen dazu gebracht; wäret Ihr nicht alle froh, wenn wir noch heute hier blieben und noch einmal zusammen tanzten, statt allein auf den schlechten Wegen zu Pferd die Balanze zu verlieren?"

Alle riefen: „O wenn das möglich wäre!"

Kunz hob Maxens Stiefel empor, legte den einen der gewaltigen Ritterstiefel von unbeschreiblicher Last auf Elisabeth's weiße Arme, den andern gab er Frau Tucher und sagte:

„Nun wohl, hier habt Ihr seine Stiefel, versteckt sie, so kann er nicht fort; aber eilt, damit er uns nicht bei der That erwische.“

Wirklich hörte man draußen Tritte, und Kunz entfloh mit den Frauen durch eine kleine Tapetenthüre eine düstere Treppe hinab. Hier wurden die Stiefel in den finstersten Winkel gestellt, und auf einem anderen Weg kehrten die Nürnbergerinnen wieder in den Speisesaal zurück.

Der König mit den Rittern hatte sich entfernt, sich zum Fortritt zu rüsten. Markgraf Friedrich, der nicht mit nach Neumarkt wollte, war noch da bei seinen anderen Gästen. Da meldete ihm ein Diener: es sei unbegreiflich, aber die Stiefel Sr. Majestät wären verschwunden und hätten doch vorhin bei der Rüstung gestanden.

Der Markgraf wollte aufschäumen über die Fahrlässigkeit des Gesindes, da trat Elisabeth vor und sagte:

„Wir wollen es nun gestehen: wir haben Sr. Majestät Stiefel und Sporen verborgen, damit er noch heute bei uns in Nürnberg bleibe.“

„Und mit uns tanze!“ fügte Eleonora hinzu; „da kann er der Reiterstiefel und Sporen entbehren.“

Der Markgraf lachte und ging zum König. Es dauerte nicht lange, so brachte er ihn wieder; fröhliches Jauchzen empfing ihn und die Trompeten schmetterten.

Max nahm den Scherz gnädig auf und war bereit noch zu bleiben. In die Stadt sandte man Boten, noch andere Herren und Damen zum Tanz zu holen, der noch die ganze Nacht durch währte.

Noch einmal durfte Elisabeth die Huldigungen des Königs empfangen, noch einmal Ursula mit Stephan in trauter Ruhe die Schwüre ewiger Treue tauschen — aber auch die plötzlich noch geschenkten Stunden verflogen und verrauschten, und endlich kam doch die letzte, die den Abschied brachte. — —

Am folgenden Tage war es sehr still in Nürnberg. Der König war in aller Frühe und Stille mit seinem Gefolge zur Stadt hinausgeritten, als könne er sonst noch einmal zurückgehalten werden.

„Die Gefangenschaft war weder so lang noch so langweilig wie die zu Brügge!" flüsterte Kunz ihm zu.

Die Nürnberger aber hatten Mühe, sich wieder in das alte Geleise ihres thätigen Lebens zurückzufinden.

Zehntes Capitel.

Elisabeth.

Die frühe Dämmerung des Septemberabends brach schon herein, als eine vermummte Frau an dem „schönen Brunnen" vorüber schlich in die Winklerstraße, um von hier in das Hinterhaus des Pirkheimer'schen Hauses zu gelangen, in dem sich des Goldschmieds Albrecht Dürer Wohnung und Werkstatt befand. Die Gesellen waren aus derselben entlassen, aber der Meister arbeitete noch allein in dem dumpfen Gewölbe bei einer kleinen Flamme, die ihm zugleich Licht und für seine Arbeit die nöthige Hitze gab.

Eben hatte er ein Silberstäbchen an die Flamme gehalten, die sein ehrliches, von Sorgen und Arbeit gefurchtes Gesicht beleuchtete, als es draußen pochte. Die Störung kam ihm ungelegen und sein Herein klang nicht etwa freundlich.

Darauf trat eine weibliche Gestalt ein, von einem braunen Mantel umhüllt und über den Kopf ein großes schwarzes Tuch, das auf dem Kinn zusammengeknüpft, auch über die Stirn so weit vorstehend herunterhing, daß von dem darunter befindlichen Gesicht nicht viel mehr zu sehen war als eine spitzige Nase und ein großer Mund mit schadhaften Zähnen.

„Guten Abend, Meister Dürer," sagte die Eintretende; „es ist wohl ein wenig spät, daß ich komme, aber ich hab' versprechen müssen, meinen Auftrag nur an Euch allein auszurichten, darum wählt' ich die jetzige Zeit. Aber ehe ich meine Bestellung mache, müßt Ihr mir versprechen auch keiner Seele weder jetzt noch künftig ein Wort davon zu sagen."

Der Goldschmied dachte: das wird auch eine rechte Bestellung sein, welche diese Frau für mich hat — vielleicht aus Silberhellern einen Ring zu machen, oder wer weiß, ist es nicht Schlimmeres? ist es nicht vielleicht gestohlenes Gut, das sie bei mir verwerthen will oder umschmelzen lassen? Er hatte oft solche Versuchungen zu bestehen, und hatte sie immer mit der ganzen Kraft einer redlichen Seele tapfer bestanden, wenn auch der verheißene Gewinn noch so groß und die Sorge noch größer war, wie er sein Weib und seine achtzehn Kinder vor Mangel und Noth behüten möchte. Darum sagte er auch jetzt:

„Das Versprechen zu schweigen gebe ich nur dann, wenn ich es mit gutem Gewissen halten kann. Ist das bei Euch der Fall, so ist ein Wort so gut wie tausend, ich verspreche zu schweigen und schweige. Ist's aber keine ehrliche Sache, so sag' ich Euch voraus, daß weder Furcht noch Gewinn, weder Bitten noch Drohungen mich abhalten werden, sie an's Tageslicht zu bringen. Uiberlegt es Euch also vorher, ob ich der rechte Mann für Euch bin oder nicht."

„Der seid Ihr ganz gewiß, Meister Dürer," antwortete das Weib; „ganz Nürnberg weiß, daß es keinen ehrlicheren Gold- und Silberschmied hier gibt denn Euch. Ihr werdet also schweigen?"

„Bei jedem ehrlichen Handel, ich bin keine Plaudertasche," antwortete der Meister.

„Nun denn," begann die Frau, „nicht wahr, die schöne Rose von Rubinen und Smaragden in lauterm Golde gefaßt, die unser allergnädigste König Max der Scheurlin zum Geschenk gemacht, ist von Eurer Arbeit?"

„Allerdings," antwortete der Goldschmied, „ich darf mich dessen rühmen."

„Hab't Ihr sie noch treu im Gedächtniß?" fragte die Frau.

„Gewiß," antwortete Dürer; „ich habe sie ganz allein selbst gefertigt, und vergesse nie, was meine Hände

mit so viel Mühe gearbeitet. Mein Sohn Albrecht hatte mir die Zeichnung dazu gemacht und die habe ich auch noch."

„Desto besser," antwortete die Fremde; „nun denk't Euch das Unglück: die Scheurlin hat die Rose verloren —"

Dürer ward blaß vor Schrecken und Aerger. „Wie kann man ein solches Kleinod verlieren!" rief er entrüstet; „diese leichtsinnigen Weiber! Diese kostbaren Steine! dieses Kunstwerk, an dem ich so viele Tage und Nächte mit Fleiß und Mühe gearbeitet, vielleicht im Staube zertreten!"

„Ich glaube, es ist noch schlimmer!" sagte die Frau mit Achselzucken. „Sie hat sie in die Pegnitz fallen lassen, und darum keine Hoffnung sie jemals wieder zu bekommen. Darum verschweigt sie auch den Verlust, um sich nicht lächerlich vor den Leuten zu machen, die ihr des Kaisers Gunst beneideten; am ängstlichsten verbirgt sie ihn aber vor ihrem Mann, und damit er denselben nie entdecke, wünscht sie, Ihr möchtet ihr eine ganz gleiche Nadel machen."

Dürer schüttelte den Kopf. Er konnte sich lange nicht zufrieden geben weder über den Untergang seines Kunstwerkes, noch über den Leichtsinn einer Frau, die einen Gegenstand, dessen hoher Werth durch den Geber ihr noch verdoppelt sein mußte, nicht vorsichtiger zu be-

wahren verstand. Endlich sagte er: „Und was denkt denn die Frau Scheurlin, daß die Nadel gekostet?“

„Sie ist reich, sie zahlt denselben Preis wie der König,“ antwortete die Frau. „Nennt den Preis.“

„Zweihundert Reichsgulden.“

„Und bis wann kann die Nadel fertig sein?“

„Unter drei bis vier Wochen ist's gar unmöglich; ich muß erst sehen, daß ich die passenden Rubine bekomme.“

„Gut, in drei Wochen werde ich wieder kommen.“

„Ich kann sie ja der Frau Scheurlin schicken, sobald sie fertig ist, weil ich die Zeit nicht genau bestimmen kann.“

„Um's Himmels Willen nicht!“ rief die Frau, „damit es nicht etwa Jemand von der Dienerschaft erfährt, und es mit Absicht oder aus Versehen dem Herrn Scheurl verrathen könnte, hat sie mich zu Euch gesandt, darum darf es keine Menschenseele weiter wissen, und darum nahm ich Euch ja das Versprechen des Schweigens ab, wie auch Ihr darauf rechnen könn't, daß ich schweigen werde.“

„Aber wenn nun inzwischen Herr Scheurl die Nadel vermißt?“

„So wird seine Gattin sagen, daß sie Euch dieselbe zur Reparatur gegeben, weil sie ein Steinlein daraus verloren,“ antwortete scheu die Frau.

„Nun, dann könnte ja auch dasselbe gesagt werden, wenn ich ihr die neue Nadel schickte, und sie käme ja nicht gleich in die rechten Hände.“

Die Frau war offenbar über diese Bemerkung bestürzt und suchte vergeblich nach einer Gegenrede. Endlich sagte sie: „Die Frau Scheurl hat es aber einmal so befohlen, wie ich sagte, daß die Nadel wieder bei Euch abgeholt werden soll. Ihr könn't ruhig sein, Ihr brauch't sie nur gegen baare Bezahlung abzuliefern. Und was die erwähnte Lüge betrifft, so war sie ja nur für den äußersten Nothfall ausgesonnen, und Frau Scheurl hofft, daß sie derselben nicht bedürfen werde, infern Ihr nur keine Unklugheit begeht.“

„Nun so komm't in drei Wochen wieder, ich will mein Möglichstes thun, das Werk noch einmal zu vollenden.“ So war Dürer's letzter Bescheid und die Frau entfernte sich endlich. —

Ein paar Tage darauf, am Sonntag Nachmittag, hatte sein Sohn, der Malerlehrling Albrecht, seine Freistunden, die er stets am liebsten im Elternhause zubrachte und auch da sich nicht immer Ruhe von der Arbeit gönnte, da es in diesen Mußestunden oft noch eine Zeichnung für den Vater zu fertigen gab. Eben saß er über einer solchen, aber nicht in der heute verschlossenen Werkstatt, sondern in der Wohnstube, in der die Mutter

Barbara die Spindel drehte, dabei immer wohlgefällig nach dem Lieblingssohne blickend. Er war ihr drittgeborener; der älteste, der das Handwerk des Vaters lernte, war schon fort auf die Wanderschaft nach den Niederlanden, wo auch der Vater, der aus einem ungarischen Dorfe stammte, sich seine größte Geschicklichkeit erworben hatte. Das zweite Kind war gestorben, und so noch mehrere, aber dennoch war es noch ein ganzes Häuflein braungelockter Buben und Mädchen, das die enge Stube bevölkerte. Alle waren sehr einfach, aber reinlich gekleidet, das kleinste Kind lag noch in einer hölzernen Wiege, deren abgenutztem Zustand man es ansah, wie viele Insassen sie schon gehabt; und indem sie Frau Barbara mit dem Fuß in Bewegung setzte, indeß sie mit den Händen glatte Faden zu neuen Gewändern spann, da begriff man unter dieser Umgebung wohl, daß auch am Sonntag die Hände und Füße dieser Mutter sich keine Ruhe gönnen durften, die für so Viele zu sorgen hatten.

Mitten in dies Gewirr trat noch ein schlank- und zartgebauter Jüngling, der durch feine Kleidung und Manieren ausgezeichnet, wenig in diese fast ärmliche Handwerkerfamilie zu passen schien, Willibald Pirkheimer. Im Vorderhaus, das er mit seinen Eltern und Schwestern bewohnte, sah es freilich anders aus als hier; da herrschte der ganze Luxus des Reichthums mit feiner Sitte und

dem Sinn für das Schöne wie für die Wissenschaft gepaart, da hatte der eifrig studierende Sohn des Hauses ein Gemach ganz für sich allein, in dem reiche Bücherschätze ihn umgaben und Niemand ihn stören durfte; aber die Freundschaft für Albrecht, mit dem er aufgewachsen, den er sich einst vor allen Knaben und jetzt vor allen Jünglingen zum vertrautesten Genossen ausersehen, zog ihn hierher und ließ ihn jede Schranke überspringen, die hier die Besitzenden und hochangesehenen Geschlechter von den eigentlichen Bürgern, zumal den ärmeren Handwerkern trennten. Albrecht und Willibald hatten sich mit der ganzen Schwärmerei jugendlich begeisteter Gemüther aneinander geschlossen, und waren nicht nur zusammen aufgewachsen, sondern so mit einander verwachsen, daß sie auch von ihren übrigens sich fernbleibenden Familien als zusammengehörig betrachtet wurden. Die Frau Pirkheimer erwiederte den bescheiden ehrerbietigen Gruß der Frau Dürer stets nur mit vornehmem Kopfnicken und vermied jeden Umgang mit der armen, vielbekinderten Frau; aber so oft der Albrecht kam, ward er in Pirkheimer's Familie wie das Kind vom Hause angesehen, denn er war einmal Willibald's Kamerad, und trat wieder dieser aus seinen prächtigen Räumen in die engen der schlichten Handwerkerfamilie, so wurden auch auf ihn weiter keine Rücksichten genommen, denn er war einmal Albrecht's Kamerad.

So war es auch jetzt. „Ei, es ist schön, daß Ihr kommt,“ sagte Frau Barbara ihm traulich zunickend; „Albrecht hat schon immer nach Euch ausgeschaut, und würde uns bald davongelaufen sein Euch aufzusuchen, wenn er da nicht erst noch Etwas für den Vater zu zeichnen hätte.“

„Ich wäre auch schon früher gekommen,“ sagte Willibald, „aber die Frau Scheurlin kam zur Mutter und hielt mich noch ein wenig auf.“ Er lächelte dabei Albrecht zu, ihn durch seinen Blick an das kleine Abenteuer auf der Hallerwiese zu erinnern, und sich über seine Zeichnung beugend fragte er: „Was zeichnest Du denn da?“

Albrecht antwortete: „Mein Herr Pathe, Anton Koberger, hat bei meinem Vater ein Biebelbeschläge bestellt, und da es gerade für ihn ist, wollt' ich gern die Zeichnung machen; ich bin gleich fertig.“

„Das ist hübsch!“ sagte Willibald; „ein paar gefaltete Hände und ein Schwert und eine Palme, die sich kreuzen.“

„In Silber ausgeführt wird es gut aussehen,“ bemerkte der Vater. „Albrecht wird mir fehlen, wenn er in einem halben Jahre fortgeht. Die Zeichnung zu der Nadel, die Se. Majestät der Scheurlin verehrt, ist auch von ihm.“

„Danach wollt' ich schon fragen,“ sagte Willibald;

„ich habe das Kunstwerk eben in der Nähe an ihr gesehen und bewundert.“

„Jetzt eben?“ fragte Meister Dürer.

„Sie zeigte es meiner Mutter.“

„Das ist sonderbar!“ sagte der Goldschmied und versank in Nachdenken. Dann ging er hinaus in die einsame Werkstatt, wie um zu überlegen, was nun zu thun sei. Hatte die Scheurlin die Nadel verloren und wiedergefunden, so würde sie doch die neue abbestellen lassen; die Sache kam ihm erst sonderbar, dann verdächtig vor, die fremde Frau war es ihm gleich gewesen. Er hatte auch dem königlichen Diener, der die Nadel hatte anfertigen lassen, versprechen müssen, für Niemanden eine gleiche zu machen. Wie er auch geglaubt hatte, nach seinem Gewissen zu handeln, jetzt schien es ihm mit diesem Gewissen nicht verträglich, die Doublette zu verfertigen.

Nach einer Weile reiflicher Uiberlegung rief er Albrecht und Willibald heraus, fragte diesen noch einmal, ob die Scheurlin die Nadel wirklich jetzt getragen, und da er entschieden bejahte, sagte er zu den Beiden:

„Eilt hinüber und seh't, ob die Scheurlin noch da ist, und wenn sie es ist, so sag' ihr, Albrecht, daß vor drei Tagen Jemand bei mir auf ihren Namen eine große Bestellung gemacht hätte, ich wisse aber nicht, ob es eine Betrügerei sei oder nicht, und ließe sie bitten, mir

einen Augenblick Gehör zu schenken, damit ich mich mit ihr verständigen könne. Sie mag Dir sagen, wo und wann, wenn sie sich nicht in meine Werkstatt herüber bemühen will."

Die Freunde eilten den Auftrag auszuführen.

Es war die höchste Zeit, denn Elisabeth schlüpfte schon in zierlichen Schnabelschuhen die teppichbelegte Marmortreppe hinab.

„Ei, sieh da, meine beiden kleinen Ritter!" rief sie den Jünglingen zu.

„Noch verdienen wir diese Namen nicht," sagte Willibald, „wenn wir sie auch noch einmal zu bewähren hoffen. Ich will dereinst versuchen, mir unter Kaiser Maxen's Fahnen ein Ritterschwert zu erwerben."

„Und während Pirkheimer ihm dienen will mit Schwert und Feder, werde ich's nur mit dem Pinsel versuchen," sagte Albrecht.

„Ei, ich hörte schon neulich Aehnliches von Euch," sagte Elisabeth, „und freute mich, wie Ihr wünschtet des Königs Bild zu malen."

„Wer weiß, thut er's nicht einmal, und auch für Euch, hohe Frau," sagte Willibald; „Ihr tragt da schon ein Werk von seiner Hand — die Rose, die aus seines Vaters Werkstatt hervorgegangen, hat er gezeichnet."

Albrecht erröthete verlegen, und Elisabeth sagte:

„Das ist gewiß ein gutes Zeichen, wenn Ihr schon etwas für die edelste deutsche Majestät arbeiten durftet; ich wußte bis jetzt nicht, daß Euer Vater der Künstler war, dessen Werk ich trage."

„Er hat mich eben an Euch abgeschickt," sagte Albrecht und richtete nun den Auftrag des Vaters aus.

Elisabeth war höchlich erstaunt und sogleich bereit, dem Sohn zu dem Vater zu folgen. Dies Erstaunen steigerte sich zur Entrüstung, als sie mit dem Goldschmied allein war und von ihm das Zwiegespräch mit jener fremden Frau erfuhr, während er nicht mehr an einem Betrug zweifelte, da er sein Werk, die Nadel, wiedersah. Aber was konnte der Zweck dieses Betruges sein?

„Wenn ich die Frau wieder zu Gesicht bekomme, so laß ich sie festnehmen," sagte Meister Dürer.

„Laßt uns einstweilen gegen Jedermann schweigen," sagte Elisabeth, „und wenn die Frau in drei Wochen wiederkommt, so wird es Euch leicht sein, sich ihrer zu bemächtigen, und vielleicht gesteht sie Euch gleich, wer sie zu dem Betrug gebraucht — dann laßt Ihr sie laufen; außerdem hat aber die Justiz ja genug Mittel, Verstockte zum Geständniß zu bringen. Uibrigens danke ich Euch für Euer Verhalten, und da ich einmal hier bin, so möcht' ich mir ein silbernes Kästchen mitnehmen — wie dies hier." Sie deutete auf ein solches als den ersten

passenden Gegenstand, den sie unter dem kleinen Vorrath fertiger Geräthe erspähen konnte, um durch dessen Ankauf wenigstens in Etwas den Meister für seine Ehrlichkeit zu belohnen. Der Handel war schnell geschlossen und sie fügte hinzu: „Euer Sohn gibt mir wohl das Geleit und nimmt das Geld dafür in meiner Wohnung in Empfang?"

„Es hat ja Zeit," sagte der Meister. Da sie aber erklärte, daß sie das Kästchen, wie klein es auch war, nicht selbst tragen werde, so ward doch Albrecht zu ihrer Begleitung gerufen.

Er wollte bescheiden hinter ihr gehen, aber sie unterhielt sich mit ihm von seiner Kunst und blieb an seiner Seite.

„Euer Freund Willibald Pirkheimer," sagte sie, „hat mir vorhin Euer Konterfei gezeigt, das Ihr schon vor fünf Jahren mit dem Stift auf Pergament gezeichnet hab't. Ich hätte es nicht geglaubt, daß Jemand dies von sich selbst im Stande wäre, wenn ich nicht die Unterschrift gelesen: „Das hab' ich aus einem Spiegel nach mir selbst konterfeiet im Jahr 1484, da ich noch ein Kind war." Lautet es nicht so?"

„Ja," versetzte Albrecht erröthend; „Willibald hätte es Euch nicht zeigen sollen, jetzt geriethe es schon besser. Ich habe das Bildniß meines Vaters zu malen angefangen, und ich hoffe, das soll ähnlich werden."

„Wie lange werdet Ihr noch hier bleiben?"

„Bis Ostern, dann ist meine Lehrzeit beendet, dann will ich mich in Deutschland umsehen. Ich wollte erst gern nach Colmar zu Martin Schongauer, aber der Meister starb zu früh für die Kunst und für mich!"

„Möchtet Ihr nicht nach Italien? Ich könnte Euch Empfehlungen nach Venedig mitgeben."

„O wie gütig seid Ihr, edle Frau! Ich werde Euch später daran erinnern — vielleicht wenn ich einer Empfehlung würdig bin. Erst will ich im deutschen Reiche mich umsehen, fest werden in deutscher Art und Kunst, ehe ich das wälsche Wesen auf mich wirken lasse. Der deutschen Kunst und dem deutschen Vaterlande will ich dienen; ich habe keinen höhern Wunsch, und wenn ich es je dahin bringe ein Meister zu werden, so soll man mich als deutschen Meister kennen."

So und ähnlich weiter sprechend war Elisabeth bis an ihr Haus gelangt und mit Albrecht in ihr Wohnzimmer getreten. Sie schallte nach Wein und Confekt für ihn, und bat ihn zuzulangen, bis sie aus einem andern Gemach ihre Goldchatoulle geholt. Absichtlich blieb sie lange, damit Albrecht ohne Verlegenheit dem seltenen Genuß sich widmen könne. Dieser aber nippte nur bescheiden von dem edlen portugiesischen Rebensaft und ohne zu essen

schob er ein paar kleine Stücke Backwerk in seine Tasche, um die kleinen Geschwister damit zu erfreuen.

Als Elisabeth wieder zurückkehrte, überreichte sie ihm das Geld in einer kleinen Ledertasche zum Umhängen und sagte: „Der Inhalt ist meine Schuld für Euren Vater. Die Tasche wird Euch auf der Wanderschaft vielleicht nützlich sein."

Albrecht stand unschlüssig und verlegen, was er thun und antworten sollte; Elisabeth kam ihm zuvor, indem sie sagte: „Ich habe mich nicht geweigert, das Geschenk des Königs anzunehmen als ein Andenken; Ihr werdet dies werthlose Andenken von einer Frauenhand nicht zurückweisen, und Euch dabei derer erinnern, die in den Besitz Eurer Rose gekommen. — Aber nun noch ein Wort. Ich habe von allen Seiten nur Euer Lob gehört, von Eurem Meister, Euren Hausgenossen, Eurem Freund, auch von meiner Freundin Ursula Muffel, die Eurer Verschwiegenheit dankbar eingedenk ist; ich glaube, Ihr hab't mir schon denselben Dienst geleistet, ohne daß ich Euch darum bat, wenigstens hat Euer Freund Pirkheimer mich dessen versichert — ich meine den Vorfall auf der Hallerwiese."

„Uiber meine Lippen ist kein Wort davon gekommen!" betheuerte Albrecht.

„Es ist jeder Frau unangenehm, wenn von derglei-

chen gesprochen wird,“ warf Elisabeth hin. „Ihr scheint jene beiden Baubrüder zu kennen?“

„Nur den Einen von ihnen, mir scheint er ein außerordentlicher Mensch!“

„Sein Name?“

„Ich kenn’ ihn nur als Ulrich von Straßburg.“

„Und warum erscheint er Euch als außerordentlich?“

Albrecht zuckte die Achseln. „Er ist so begeistert für die Kunst, er ist so aufgeklärt und voll großer Anschauungen, dabei so freundlich und mild, zum Beispiel gegen Lernbegierige wie ich, trotzdem daß ich, wie uns die Baubrüder nennen, ein Profaner bin und er mir gewiß nicht mehr von seinem Wissen mittheilen wird, als seine Gesetze erlauben.“

„Hab’t Ihr ihn seit jenem Tage wiedergesehen?“

„Ja, aber wir haben wenig zusammen gesprochen; sein Gönner, Herr Anton Kreß, der Propst von St. Lorenz, war bei ihm.“

Elisabeth hatte ihr Examen beendet. Albrecht hatte erwartet, da sie einmal nach seiner Bekanntschaft mit den Baubrüdern fragte, sie werde ihm ihren Dank für Ulrich auftragen, denn eigentlich war es doch nur dieser, der sie aus den Händen des Ritters befreit. Allein Elisabeth brach das Gespräch ab. Sie drang nur noch in Albrecht,

alles noch dastehende Confekt seinen kleinen Geschwistern mitzunehmen, und damit war er entlassen.

Elisabeth warf sich wie erschöpft auf einen Polsterstuhl und lehnte das stolze Haupt müde zurück.

Wie war ihr denn? So lange der König hier war, hatte sie in einem glücklichen Rausch gelebt. Er erschien ihr als das Ideal eines Mannes, eines Helden auf dem Thron. Und sie war es vor allen Frauen, der dieser auserlesenste aller Ritter auch die auserlesensten Huldigungen weihte. Sie hatte sie annehmen dürfen ohne Furcht, sie durfte daran zurückdenken ohne Scham und Reue, denn es knüpfte sich nichts Unwürdiges oder Erniedrigendes daran. Vor aller Augen hatte er sie ausgezeichnet vor allen Nürnbergerinnen, und vielleicht noch stolzer und glücklicher als sie selbst war ihr Gemahl über die ihr zu Theil gewordene Gunst. Das Versprechen des Königs, das Nächstemal in seinem Hause seine Wohnung aufzuschlagen, machte ihn zum glücklichsten Sterblichen; er knüpfte daran sogleich die Hoffnung, daß er dann wohl an das Ziel seiner Wünsche gelangen und den Adelstand, nach dem er lange trachtete, erlangen werde, ja wenn er in etwas mit seiner Gemahlin nicht ganz zufrieden war, so war es eben nur, daß sie nicht schon jetzt die Adelswürde vom Könige erbeten, da ihr dieser gewiß keine Bitte abgeschlagen hätte. Wohl gab es Leute

genug, welche durch boshafte Bemerkungen und heimliche Zuträgereien oder verstohlene Winke Scheurl auf den König hatten eifersichtig machen und die Treue und Tugend seiner Gattin verdächtigen wollen; allein er wies alle solche Angriffe als erbärmliche Waffen des Neides und der Mißgunst zurück, und war und blieb stolz darauf, daß es gerade seine Gattin war, welche den Sieg in der Gunst des Königs über alle andere Frauen davon getragen. Vielleicht hätten so auffallende Huldigungen, wenn ein anderer Mann sie gewagt, ihn sowohl gegen denselben wie gegen seine Gemahlin, die sie nicht zurückwies, sondern mit sichtlichem Wohlgefallen annahm, aufgebracht; allein von dem Könige dargebracht, hatte er einen andern Maaßstab dafür. Nicht etwa den einer gemeinen Bedientenseele, die sich geehrt fühlt, wenn sein Herr sich zu ihm herabläßt, und die sich als Ehre anrechnet, was sie von anderer Seite als Schimpf empfinden würde: sondern weil er wußte, daß seine Gemahlin zu stolz war, sich jemals zu einer Buhlerin wegzuwerfen, und weil er weiter schloß, daß dieser königliche Nebenbuhler ihn ja nur auf kurze Zeit verdunkelte, und weil er Elisabeth genug kannte, um zu begreifen, daß sie von dem ersten Ritter und königlichen Helden ihres Zeitalters ausgezeichnet, nun um so ruhiger auf die Huldigungen anderer Männer verzichten werde — und beinahe kaufmännisch be-

rechnete der reichsstädtische Handelsherr, daß der eine durch seine Entfernung auf dem Thron, wie durch den Raum ungefährliche Nebenbuhler ihm die Furcht vor jedem andern erspare; denn aus den gewöhnlichen Alltagsmenschen ihrer Umgebung konnte ihm keiner erwachsen, der mit dem Einen sich hätte messen können.

In dieser Beziehung war Elisabeth wirklich von ihrem Gatten verstanden, wie wenig er sonst auch der Mann war, die Höhen und Tiefen eines weiblichen Charakters zu ermessen, wie dieser Elisabeth's. Sie hatte den Triumpf ihres Geistes und ihrer Schönheit mit vollen Zügen genossen, wie der König hier war, von Begeisterung war sie durchzuckt worden bei dem Gedanken, daß dieselbe Männerhand, welche ihre kleine Hand zärtlich drückte, die Geschicke einer Welt und das Scepter über viele Lande zu halten berufen war. Herrlich war es ihr erschienen, die Gedanken des Mannes zu erforschen, auf den viele Millionen Augen voll Hoffnung und Erwartung blickten: von ihm die Rettung aus verwilderten Zuständen hofften, eine neue Aera, eine neue Form für ausgelebte Verhältnisse, und göttlich die eigenen Gefühle neben ihm auszusprechen, aus den Flammen des eigenen Geistes Funken in das Licht des seinen zu werfen, mit einem kühnen Wort vielleicht die Anregung zu geben zu einer kühnen That, oder wieder durch eine weiblich

sanfte Fürbitte Befreundeten zu nützen — das gewährte ihrem ganzen Wesen eine höhere Befriedigung und gab ihr einen höheren Schwung als die leidenschaftlichen Erregungen, an denen Gemüth und Sinnlichkeit den größeren Antheil haben.

Aber jetzt war dieses Glück vorüber. Es schien, als wolle ihr Geschick ihm nur zeigen, wozu sie Beruf und Macht habe, was ihr Genüge und Beseligung geben könne, um es dann nach kurzem Besitz wieder von ihr zu nehmen! —

Die Muse eines Dichters und die Freundin eines Königs! Das Schicksal hatte sie dieser seltenen Gunst gewürdigt; aber jetzt war Beides vorüber! Max war nur wie ein leuchtendes Phänomen neben ihr aufgetaucht, und jetzt erglänzte es in unerreichbarer Ferne. Sie sah wohl noch sein Leuchten — aber wie stolz und eitel sie auch war, sie wagte doch nicht sich einzubilden, der König werde unter den Sorgen der Krone und des Krieges noch ihrer gedenken. Sie sagte sich, daß er so wie ihr wohl schon vielen Frauen gehuldigt und vielen andern noch huldigen werde in seiner ritterlichen Weise, daß, wenn nicht andere Bürgerinnen, doch Edelfräulein und Fürstinnen ihr Bild verlöschen würden. Und Konrad Celtes? Sie zweifelte nicht, daß sie in seinem Herzen fortlebte wie in seinen Liedern; sie war sich ihrer geistigen

Gaben genug bewußt, um zu wissen, daß er für das Verständniß seines geistigen Wesens keinen Ersatz für sie bei andern Frauen finden werde — aber sie konnte nicht ohne Schmerz und Bitterkeit an ihn denken. Er hatte sie doch nicht geliebt, so wie sie ihn liebte, sonst hätte er ihr nicht entsagt, da sie noch frei war — ach, warum gab es keinen Mann, der zu lieben verstand wie sie selbst, mit solcher Kraft und Hingebung und Treue?! Weil sie an Celtes zu der Erkenntniß gekommen war, nach einem Ideal zu jagen, für welches das Leben keine Verwirklichung habe, hatte sie dem ungeliebten Mann ihre Hand gegeben, um sich vor neuen Kämpfen zu bewahren.

Und nun mußte gerade jetzt wieder eine Gestalt aus der goldenen Morgenzeit ihrer Jugend, die sie für immer zu vergessen wünschte, gleich einem Gespenst vor ihr auftauchen? Jener Augenblick auf der Hallerwiese, da sie Eberhard von Streitberg wiedersah, gehörte zu den schrecklichsten ihres Lebens!

Sie war erst siebzehn Jahre alt, da sie ihn in Venedig kennen lernte. Leicht war es dem feurigen und damals auch äußerlich anmuthigen Ritter, das liebesehnsüchtige Herz der Jungfrau zu gewinnen, und im ganzen Sonnenglanz der ersten Liebe, von Italiens Sonne doppelt verklärt, floßen ihnen Tage und Monde dahin. Sie schworen sich ewige Liebe und Treue, und Elisabeth zwei-

felte nicht, daß ihre Eltern in Nürnberg ihren Bund segnen würden. Es kam schon vor, daß ein Ritter, der nicht besonders mit Schätzen gesegnet war, und Streitberg schien das auch nicht zu sein, sich's noch zur Ehre schätzen mußte, wenn ein reichsstädtischer Bürger ihm die Tochter mit der reichen Mitgift gab, die Einwilligung ihrer Eltern erhalten werde. Da sie von Venedig scheiden mußte, und er das belagerte Wien zum Ziel hatte, gelobten sie einander Treue und Schweigen, bis es ihm möglich sein werde nach Nürnberg zu kommen. Uiber ein Jahr verging so getrennt, zuweilen durch ein zärtliches Brieflein unterbrochen.

Endlich meldete ihr ein solches, daß er komme, daß er sie bitte ihn vor dem Thiergärtnerthor zu erwarten, damit ihr erstes Wiedersehen nach so langer Trennung ohne Zeugen sei, dann wolle er sie zu ihren Eltern begleiten. Liebeselig erfüllte sie seinen Wunsch noch vor der bestimmten Stunde. Die angegebene Stelle pflegte sonst menschenleer zu sein. Sie erstaunte eine verschleierte Dame dort zu finden.

„Elisabeth Behaim," fragte diese, „Ihr wartet auf Eberhard von Streitberg?"

Und da Elisabeth schwieg, gab ihr die Fremde den von Elisabeth selbst geschriebenen Brief.

Elisabeth rief: „O er kann nicht kommen, und sen-

det mir seine Mutter oder Schwester? oder wer seid Ihr, die er seines Vertrauens würdigt?"

Die Fremde nahm Elisabeth's Arm und sagte: „Wir wollen in die Stadt gehen, hier ist es so einsam, ich erzähle Euch unterwegs; Eberhard schrieb Euch, daß er Euch nach Hause begleiten und um Euch werben wolle, und Ihr glaubtet das?"

„Ich habe nie an seinem Wort gezweifelt!" sagte Elisabeth zuversichtlich.

„Armes Kind!" rief die Fremde, „Eure Unschuld spricht aus Euren Mienen wie aus Eurem Brief, darum kam ich, Euch und mich vor Schande zu bewahren; Ihr wißt wirklich nicht, daß Eberhard seit zehn Jahren verheirathet ist?"

„Ihr lügt!" rief Elisabeth.

„Ich bin seine Gattin, die er einst liebte wie Euch vielleicht auch; könnte er ehrlich um Euch werben, käme er in Euer Haus; so bestellte er Euch vor das Thor, um Euch zu entführen. Euer Brief fiel in meine Hände statt in seine, und so kam ich statt seiner. Glaubt Ihr mir nicht, so schreibt ihm nur, was Ihr von ihm gehört, und daß Ihr ihn im Elternhaus erwartet, wie einer sittsamen Jungfrau ziemt!"

Was auch Elisabeth noch fragen und zweifeln mochte: es blieb bei diesem Resultat, und es blieb dabei,

nachdem sie an Eberhard geschrieben und durch Andere Erkundigungen über ihn einzog. Er war verheirathet; indeß er in der Welt herum abenteuerte, lebte seine Gattin einsam auf Streitberg, und jetzt, da sie hörte, daß er zurückkehre, war sie ihm entgegengereist, um auf dem Schloß eines seiner Freunde bei Nürnberg, des Herrn von Weyspriach, mit ihm zusammenzutreffen; sie kam ihm doppelt ungelegen, als sein Brief an Elisabeth eben fort war, dessen Antwort in die Hände der unglücklichen Gattin fiel.

Da Eberhard seinen Plan vereitelt sah, so schied er wieder aus der Gegend, und Elisabeth hörte nur, daß er in's heilige Land mit Weyspriach gereist. Freilich nicht zu einer Buß- und Betfahrt, sondern zu neuen Abenteuern.

Acht Jahre waren seitdem vergangen. Elisabeth, so gräßlich in ihrer Jugendliebe betrogen, unschuldig eine Schuldige, den Mann ihrer Liebe als einen Gegenstand der Verachtung erkennend, wollte wenigstens sich davor bewahren, Anderen ein Gegenstand des Spottes zu werden, und trug die ganze Centnerlast ihres Schmerzes allein als ihr Geheimniß, das sie jetzt tausendmal ängstlicher hütete als zur Zeit des Glückes. Sie suchte ihr Herz gegen die Liebe zu verhärten und setzte jedem Manne kalten Stolz entgegen. So vergingen fünf Jahre. Da

schmolz die Eisrinde unter der Glut der Poesie, aber auch Celtes erkannte ihr Herz nicht ganz, so zog es sich zusammen, und durch eine ewige Fessel wollte sie es zwingen ruhig zu schlagen.

Und jetzt, nach acht Jahren hatte der Verräther ihrer Jugendgefühle sich wieder zu ihr zu drängen gewagt; solte er mit dem Markgrafen, mit dem Könige von ihr gesprochen — oder wer sonst? Sollte jetzt verrathen worden sein, was sie als unauslöschlichen Schimpf empfand? Nimmer hatte sie seinen Namen wieder über ihre Lippen gebracht, weder den Markgrafen noch den König nach ihn fragen mögen, wie sehr sie diesem auch seine Verbannung dankte.

Aber hatte sie nicht für sich zu fürchten, nun er ihr wieder einmal genaht? Das quälte und ängstete sie, und sie versank in vergebliches Sinnen darüber, wie über die Geschichte, die ihr der Goldschmied Dürer erzählt.

Elftes Capitel.

Hexen und Wegelagerer.

Als die Baubrüder Ulrich und Hieronymus eines Abends in der Dunkelheit an ihre Wohnung kamen, sahen sie in einem Winkel der Hausthür irgend ein Wesen zusammengekauert hocken. Da sie eintreten wollten, erhob es sich, zupfte Ulrich leise, so daß dieser unwillkürlich an sein Schwert griff, indeß eine leise Stimme sagte:

„Ich habe Eure Wohnung ausgekundschaftet und auf Euch gewartet; nicht wahr, Ihr seid Ulrich von Straßburg und jenes ist der blonde Hieronymus?"

„Wir schämen uns unserer Namen nicht!" sagte Ulrich, der gewahr ward, daß es ein weibliches Wesen mit langen Zöpfen war, das sich an ihn drängte; weiter vermochte er in der Dunkelheit Nichts zu erkennen, und da er eine Weile vergeblich auf einen Nachsatz zu der Anrede gewartet, sagte er unwillig das Mädchen zurück-

schiebend: „Geh' fort, wir sind Baubrüder und mögen weder von ehrbaren Frauen noch weniger von verlaufenen Dirnen etwas wissen, die zur Nachtzeit in den Straßen lauern."

Das Mädchen stieß einen Schrei aus und sagte: „Ich kann Nichts wider die innere Stimme, die mich antreibt ein Unglück zu verhüten, wo es möglich. Ihr hab't Eberhard von Streitberg erzürnt, und er wird sich rächen an Euch und an Ihr!"

„Es ist wohl gar das Judenmädchen?" rief Hieronymus, es jetzt erkennend; „packe Dich in das Judenquartier, in das Du gehörst, und laß uns in Ruhe!"

Das Mädchen fing an zu weinen.

„Wenn Du es gut meinst," sagte Ulrich besänftigend, „so gehe ruhig Deines Weges; ich sagte Dir schon einmal, daß uns auch der gefährlichste Raubritter Nichts rauben kann, denn wir haben Nichts, und mit seinem Schwert hat sich unseres schon gemessen, falls er uns nach dem Leben trachten sollte."

„Ihr hab't Nichts?" fragte das Mädchen ermuthigt, aber doch wie mit vorwurfsvollem Tone, und fügte wehmüthig hinzu: „O Ihr hab't unendlich viel, wenn Ihr einen ehrlichen Namen hab't, aber den trachtet Euch der Ritter zu rauben; er will Euch beschimpfen und vernichten, indem er aussprengt: Eure Mütter wären — Hexen!"

„Unsinn!“ rief Hieronymus; „es sollt' Einer wagen mein Mütterlein zu beschimpfen, das jedes Nürnberger Kind als die bravste Frau kennt von Kindesbeinen an!“

„Er wird einen Mackel auf Euch werfen, um Euch zu schaden, zweifelt nicht daran!“ rief die Jüdin.

„Er mag's versuchen!“ lachte Hieronymus; „komm, Ulrich, laß' uns nicht länger hören auf dies alberne Geschöpf!“

„Verachtet Ihr für Euch meine Warnung,“ sagte sie seufzend, „so hört doch die für die Dame, der ihr damals beistandet. Laßt sie wissen, daß sie sich unter keinem Vorwand soll aus der Stadt locken lassen, daß sie —“

„Ach, laß uns in Ruh,“ sagte Hieronymus; „geh' selbst zur Scheurlin und sag' ihr was Du willst, uns geht sie Nichts an!“

„Doch, doch!“ rief das Mädchen, „ich kann nicht zu ihr; wir Ausgestoßenen dürfen ja weder bei Tag noch bei Nacht die Schwellen dieser stolzen Geschlechter überschreiten! Und doch möcht' ich das Unheil verhüten, da ich es einmal weiß! O wollt denn auch Ihr mich nicht hören?“ wendete sie sich an Ulrich; „Ihr dürft mich nicht verrathen und werdet es schon nicht — es sagt ja Niemand, der nicht zu unserm Volk gehört,

15*

daß er mit der armen Rachel geredet — aber ich sage die Wahrheit. Vor dem Thor draußen vor der Veste in dem kleinen Häuslein am Waldessaume wohnt die Amme der Scheurlin; übermorgen im Dunkeln wird man sie dahin locken, und derselbe Ritter von neulich wird sie überfallen und mit sich schleppen."

„Aber woher weißt Du das?" fragte Ulrich.

„Darauf darf und kann ich nicht antworten!" rief Rachel; „aber einen Eid kann ich ablegen, daß ich die Wahrheit rede und daß es so geschehen wird."

„Gut," sagte Ulrich, „wenn Dich Dein Gewissen treibt, eine schlechte That zu verhindern, und Du uns gerade dazu berufen hältst, so wollen wir versuchen dasselbe zu thun. Wehe Dir aber, wenn Du nur einen frechen Scherz mit uns getrieben!"

Rachel schüttelte sich: „Ihr braucht mir nicht mit den Strafen zu drohen, die mein warten könnten, den Staubbesen oder den Henkershänden die Zunge auszureißen, die falsch geredet, und allen Marterwerkzeugen — es ist noch keine Lüge aus meinem Munde gekommen! Ihr werdet es erfahren und mir künftig glauben. Warnt die Scheurlin — ich thäte es, könnt' ich schreiben."

„Es soll geschehen," sagten die Baubrüder zugleich, „und nun geh' in Deine Gasse und gib Dich zufrieden." Sie traten durch die Hausthür, die sie hinter sich ver-

schlossen, denn sie sahen einen andern Baubruder die Straße herauf kommen, und wollten nicht, am wenigsten an ihrer Hausthür, mit einem weiblichen Wesen betroffen werden, noch dazu mit einer verachteten Jüdin, denn den Baubrüdern war durch ihre Gesetze aller Umgang mit dem weiblichen Geschlecht verboten und es hieß in ihren Statuten: „Welcher Geselle mit ehrbaren Frauen geht, soll Urlaub bekommen und den Wochenlohn in die Büchse legen; wer aber mit berüchtigten und bösen Frauen sich führt, den soll man ganz aus dem Handwerk verweisen.“ Zu den letztern würde man Rachel gerechnet haben, schon weil sie Jüdin, war sie dabei auch unschuldig wie ein Kind.

Als die Beiden allein in ihrem Gemache waren, sagte Hieronymus: „Es ist eine wunderliche Geschichte. Etwas thun müssen wir; aber was?“

„Das Mädchen redete aufrichtig aus einem geängsteten Herzen,“ sagte Ulrich; „aber warnen können wir die Scheurlin nicht, um so weniger, als wir die Quelle nennen dürfen, und es auch, ohne daß man uns belogen, Alles nur Hirngespinst oder Pläne sein können, die nicht zur Ausführung kommen. Laß uns übermorgen mit einigen Steinmetzen einen Spaziergang nach dem Feierabend vor jenes Thor machen, aber Keinem etwas wei-

ter sagen; da findet es sich dann, ob Jemand unserer Hilfe bedarf."

„Es ist der beste Rath," stimmte Hieronymus bei; „obgleich das Mädchen uns selbst ja vor dem Raubritter warnte, dem wir nun entgegen gehen. Wie, wollte er nicht aussprengen, unsere Mütter wären Hexen?"

Ulrich nickte sinnend mit dem Kopfe. „Deine Mutter kennt hier Jedermann," sagte er, „und zum Glück ist man hier noch vernünftig und glaubt nicht an den neuen Unsinn, der von herrschsüchtigen Priestern ersonnen worden, um nicht nur über den Glauben, sondern auch über Ehre und Leben des deutschen Volkes die Herrschaft zu erhalten. Aber in meiner Heimath hat der Hexenglaube schon lange Zeit manches Opfer geheischt — dort waren wir ja Frankreich, seiner Wiege näher. Dir allein kann ich sagen, was noch nie und gegen Niemand über meine Lippen gekommen: Da mir die Benediktiner die nöthigen Zeugnisse gaben, sagte Pater Anselm, mein Gönner, vertraulich zu mir: „Forsche und frage draußen im Reich nicht mehr nach Deiner Mutter. Wir haben Dir das Zeugniß ehrlichen Herkommens gegeben, ohne das Du nicht freier Maurer werden kannst, und es ist auch wohl verdient; aber später hat man Deiner Mutter üble Dinge nachgesagt, forsche und frage nicht weiter!" Vergeblich beschwor ich ihn mir mehr zu sagen, wenn er mehr von

ihr wisse; aber er behauptete, daß ein Schwur seine Zunge binde und daß ich nicht weiter forschen und fragen dürfe. Darum traf mich jene Drohung doch sonderbar."

„So geh' übermorgen lieber nicht mit," sagte Hieronymus bedenklich, „wenn es auf eine Begegnung mit demselben Ritter abgesehen —"

„Nein!" rief Ulrich entschieden, „das wäre Furcht und Feigheit; mich gelüstet dem Mann gegenüber zu stehen, der es vergeblich wagen soll, meine Mutter oder mich zu beschimpfen."

„Es ist auch dummes Zeug!" tröstete Hieronymus; „es wäre zum Erstenmal, daß in Nürnberg und nun gar in der Bauhütte von Hexen die Rede wäre. Dazu ist es zu hell in den Köpfen; und wenn auch der Rath und die ganze Verfassung erstarrt ist in den alten Formen, so hat das auch sein gutes: das widersteht auch der neuen Finsterniß und der gewaltsam heraufgeführten Nacht. Hier kümmert sich Niemand um die Bulle Papst Innocenz' VIII. und selbst die Geistlichen scheuen sich davon Notiz zu nehmen. Die freidenkenden Gebildeten lächeln höchstens darüber, und in unserer Gemeinschaft würde Jeder sich selbst brandmarken, der an den Teufel anders dächte, als um ihn als darstellbares und allgemeinfaßliches Symbol zu benützen, die Sittenverderbniß der Zeit in wie außer der Kirche zu geißeln."

„Ja," sagte Ulrich, „es that mir wohl, diesen Geist in Nürnberg zu finden! Aber eben so hat es alle meine Hoffnungen auf König Max verringert, weil er schon vor fast drei Jahren in einem römisch-königlichen Brief vom 6. November 1486 aus Brüssel die päpstliche Bulle in allen Stücken genehmigt, die Inquisitoren in seinen Schutz nimmt und allen und jedem Unterthanen des Reichs befiehlt, ihnen bei Vollziehung ihrer Geschäfte alle Gunst und Hilfe zu leihen. Und das ist geschehen trotz dem Widerspruch der Gebildeten und vieler würdigen Geistlichen, die in ihren Predigten dem Volke die Versicherung gaben, daß es keine Hexen gebe, oder daß es wenigstens Nichts sei mit ihren angeblichen Künsten, durch welche sie den Menschen und andern Geschöpfen schaden sollten. Das ist geschehen trotz dem Buche De Lamiis pythonicis mulieribus von Ulrich Molitor (Müller) aus Kostnitz, eines Doctors der päpstlichen Rechte zu Padua, worin er den Glauben an die Macht des Teufels zur Bewerkstelligung der angeblichen Zaubereien bestreitet und alles davon Erzählte für Erdichtungen oder für Werke der Einbildungskraft erklärt, obwohl er zugibt, daß diejenigen Strafe verdienen, die durch Armuth und Unglücksfälle zum Bösen versucht, sich wenigstens der Absicht nach dem Dienst des Teufels ergeben. Aber anstatt diesem Urtheil der Vernünftigen sind die Fürsten und Universi-

täten dem Boten der Unvernunft beigetreten. Die Universität zu Cöln hat auf Begehr der beiden Inquisitoren Heinrich Krämer und Jacob Sprenger ein beifälliges Gutachten über den „Hexenhammer" ausgestellt, und gerade König Max mußte es sein, der ihm die vollste Bestätigung gab; ich glaube, der alte Kaiser Friedrich hätte es nimmer gethan — da thut es der Sohn; was bei dem Vater die Entschuldigung für sich gehabt, daß es von einem schwachsinnig gewordenem Greise stamme, das gereicht dem Sohn im blühendsten Mannesalter zu ewiger Schmach."

„Ich habe mich bisher wenig um diese Dinge gekümmert," sagte Hieronymus; „ich habe sie für zu einfältig gehalten, als daß man großes Gewicht darauf legen sollte, und wenn man aus Frankreich oder auch vom Rhein und Westfalen Hexengeschichten und Prozesse hörte, so habe ich gemeint, solch' dummes Zeug könne sich doch nicht auf die Dauer erhalten, man könne die Thorheit ruhig mit ansehen, sie werde bald in sich selbst zerfallen."

„Ja," sagte Ulrich, „verachte man nur die Unvernunft, dem gewissen Sieg der Vernunft durch sich selbst vertrauend, und setze sich jener nicht mit aller Kraft entgegen, so wächst sie zur riesenhaften Macht empor. Das ist das Unkraut, das man unter dem Weizen nachsichtig duldet und das ihn dann erstickt. So scheint es

hier zu gehen! Vor einem halben Jahrhundert verbrannte man die heldenmüthige Retterin Frankreichs Jeanne d'Arc, weil dem einfachen Mädchen aus dem Volke gelungen war, was Helden umsonst versuchten, und der politische Parteienhaß verdammte sie als Zauberin. Vor dreißig Jahren wurden zu Arras in Artois eine Menge von Menschen durch die Habgier schändlicher Ankläger und noch schändlicherer Richter der Gemeinschaft mit dem Teufel verdächtigt und schuldig befunden. Der Chronikenschreiber Monstrelet erklärt, daß diese ganze Anklage nur erfunden worden, um einige angesehene Personen in Schaden und Unglück zu bringen. Man ließ erst nur schlechte Leute gefangen nehmen, welche nun durch Marter und Pein gezwungen wurden die Namen der Personen, die man ihnen vorsagte, als solche zu nennen, welche mit ihnen dem Teufel gehuldigt und Hexensabbath gefeiert. Die Angegebenen wurden dann wieder so grausam gefoltert und gemartert, bis sie endlich auch gestanden — und dann wurden sie auf unmenschliche Weise hingerichtet oder verbrannt. Aber trotzdem, daß so ein Gelehrter versuchte diese Schändlichkeit zu enthüllen und zu erklären, wollte man nun an andern Orten auch von Zauberei und Teufelsspuk hören, und die Finsterlinge, denen stets die Dummheit des großen Haufens und der Glaubenseifer edlerer Naturen willkommen ist ihr Reich

zu kräftigen, fanden hier ein treffliches Netz, es immer weiter auszuwerfen und mehr darin zu fangen."

„Wenn ich nicht irre," sagte Hieronymus, „sind es etwa fünf Jahre, daß Papst Innocenz die Bulle erließ, durch welche der Hexenglaube und das damit verbundene Rechtsverfahren die kirchliche Weihe erhielt; aber Du überschätzest wohl die Schädlichkeit ihres Einflusses."

„Gewiß nicht!" eiferte Ulrich; „die Dominikaner und Professoren der Theologie Heinrich Krämer in Ober-Deutschland und Jacob Sprenger am Rhein waren schon zu Inquisitoren ernannt, als sich noch viele der besseren und aufgeklärteren Geistlichen ihrem Verfahren widersetzten; aber seit der päpstlichen Bulle und noch mehr seit der königlichen Bestätigung wagt das Niemand mehr, die Geistlichen wie die Laien haben sich gefügt, denn diejenigen, welche es nicht thaten, wurden ihrer Stellen verlustig. Der „Hexenhammer", der erst kürzlich erschienen, enthält eine förmliche Hexengerichtsordnung, die nun überall gelten soll. Unsinn, Dummheit und Unflätherei wetteifern darin mit der schauderhaftesten Grausamkeit, und unzählige Frauen sind bereits als ihre Opfer gefallen. Das Schlimmste ist nur, daß die weltlichen Gerichte ihr Ansehen allein dadurch zu behaupten wähnen, daß sie den geistlichen Gerichten nicht die Spitze zu bieten, sondern ihnen zuvorzukommen suchen; so kommt es end-

lich zu einem förmlichen Wetteifer, wer mehr Teufels- und Hexenspuk aufspüren und wer seine Opfer gräßlicher foltern und bestrafen kann."

Die Beiden sprachen noch lange so über ein einmal angeregtes schreckliches Thema und über eine, durch ein einziges Wort heraufbeschworene Gefahr, die nun wie ein Damoklesschwert über Ulrich's Haupte hing; dann kam der Verdacht eines unehrlichen Herkommens auf einen Baubruder; war seine Mutter der Schande verfallen, so verfiel er derselben mit und ward für immer aus der Gemeinde der freien Maurer ausgestoßen und dadurch zugleich gewissermaßen für vogelfrei erklärt.

Als der zweite Abend nach diesem herankam, zogen die Baubrüder, ohngefähr zehn an der Zahl, vor das Thor an der Veste sich im Walde zu ergehen. Keiner, außer Hieronymus und Ulrich, ahnte dabei eine andere als die von diesen angedeutete Absicht, die schöne Waldluft zu genießen und an der Natur selbst Muster der Ornamentik zu studieren. Denn wie überhaupt die himmelanstrebenden Säulen der gothischen Dome, die oben in Zweigen und Aesten sich auseinander theilten, in den deutschen Hainen majestätischer Buchen und schlank aufstrebender Tannen ihre Vorbilder hatten, so bildete man jetzt mit immer wachsenderer Vorliebe für das Vegetabilische die Verzierungen an Säulen und Thüren, Piede-

stallen und Kapitälern dem lebendigen Laube in durchgebrochener Steinarbeit nach, und die strebsamsten Steinmetzen, immer bemüht nach eigenen Anschauungen Neues und Eigenes zu schaffen, statt nach alten Maaßbrettern zu arbeiten, suchten und zeichneten sich selbst ihre Muster in der Natur.

Jeder der Baubrüder hatte seine Ledertasche umhangen, und an die Stelle des Abendbrodes, das darin steckte, bis es unterwegs verzehrt ward, sammelte man schön geformte Blätter hinein, sie gelegentlich als Modelle zu benutzen. Das kurze Schwert trug Jeder umgegürtet, nur bei der Arbeit trennten sie sich davon.

Als sie an der von der Jüdin bezeichneten Hütte vorüber kamen, sagte Ulrich: „Mich dürstet, und hier sehe ich nirgends eine Quelle oder einen Brunnen; ich denke, man wird mir hier einen Trunk Wasser nicht versagen." Er schlug mit seinem Schwert an die verschlossene Thür, nur der eine Steinmetz Erwin, der auch Durst verspürte, wartete mit ihm.

Endlich öffnete man, und eine alte Frau fragte unwirsch, was es gäbe. Als Ulrich sein Begehr sagte, entfernte sie sich in ein inneres Gemach, um ein Trinkgefäß zu holen. Auf einem Schemel in der unsauberen Hausflur saß ein Mann in städtischer Dienertracht, der Ulrich

zunickend zu ihm sagte, wahrscheinlich um seine Anwesenheit in diesem üblen Lokal zu rechtfertigen:

„Wenn Ihr nicht ganz verdurstet seid, möcht' ich Euch nicht rathen hier zu trinken; drinnen liegt eine alte Frau im Sterben—wer weiß, was ihr fehlt. Wir sind herausgegangen, weil sie die Amme meiner Herrin gewesen."

„Ja," sagte Ulrich, „es ist auch ein schlechter Dunst hier; wenn Eure Herrin noch drinnen ist, möcht' ich Euch rathen bald mit ihr zu gehen, damit ihr kein Leid geschieht; ohnehin wird es bald dunkel, und da treibt sich hier oft schlechtes Gesindel herum; das ist kein Weg für Damen."

„Das hab' ich auch gesagt," bestätigte der Diener.

Die Frau kam mit dem Wasser, drinnen hörte man ächzen und stöhnen; Erwin schüttelte sich jetzt vor dem Wasser, und Ulrich goß es draußen weg statt zu trinken und winkte dem Diener heraus.

„Warum wartet Ihr nicht lieber außen?" fragte er ihn.

„Weil es ein verrufenes Haus ist; man schämt sich, wenn einen Jemand sieht; die Frau, die heraus kam, gibt sich mit Zaubereien ab, und ich kann nicht Jedermann erzählen, daß die Frau Scheurlin aus lauter christlicher Barmherzigkeit drinnen bei ihrer Amme sitzt, deren Ster-

den man ihr vorhin vermeldete und sie beschwören ließ herauszukommen, weil sie sonst nicht sterben könne."

„Eben weil es ein verrufenes Haus ist," sagte Ulrich, „solltet Ihr außen Wache stehen, um zu beobachten, daß sich nichts Verdächtiges zeigt. Wir sind hier in der Nähe, ruft nach uns, wenn ihr eines Beistandes bedürfet."

Damit ging er mit Erwin, der zu ihm sagte: „War es nicht die Scheurlin, die Ihr gegen einen Ritter vertheidigt, wie der König hier war, und die er selbst vor allen Frauen ausgezeichnet?"

„Ja," antwortete Ulrich; „wer weiß, droht ihr nicht wieder eine Gefahr, diese frechen Raubritter sind zu allen Schändlichkeiten fähig. Erst vor wenig Tagen ist bei Niclashausen ein Waarentransport überfallen worden, ein Trupp ritterliches Raubgesindel hat die Kaufleute und ihr Geleit in die Flucht geschlagen und ihre Waaren auf ihre Burgen geschleppt. Der Nürnberger Rath denkt immer sich allein helfen zu können, wenn die Reichsstadt aber nicht bald zum schwäbischen Bunde tritt, so wird das Uibel immer ärger werden."

Als die Beiden wieder zu den Andern kamen, theilten sie ihnen das eben Erfahrene mit, und Hieronymus sagte: „Es kann ja Einer von uns nahe bei der Hütte bleiben, dem furchtsamen Diener und der barmherzigen Frau zum Schutz, und die Andern rufen, wenn es nöthig."

Ulrich war dazu bereit, aber er blieb so unter den Bäumen versteckt, daß er auch von der Hütte aus nicht gesehen werden konnte.

Plötzlich sprengte ein geharnischter Ritter an ihm vorüber, er sprang vom Pferd und band es an einen Baum; in der Ferne hörte man noch mehr Pferdegetrappel. Zu Fuß ging er an die Hütte und lauschte am Fenster. Ein mattes Licht schimmerte daraus. Außen war es dunkel geworden. Ulrich schlich ihm leise so weit nach, als er es wagen konnte, um nicht gesehen zu werden.

Es dauerte noch eine Weile, da trat Elisabeth aus der Hütte von dem Diener gefolgt. Der Ritter näherte sich ihr und bot ihr sein Geleit, wie es schien — Ulrich verstand keine Worte — er hörte einen schrillenden Hilferuf Elisabeth's, dann des Dieners, dann einen gellenden Pfiff des Ritters. Auch Ulrich ließ einen lauten Ruf ertönen und stürzte auf den Ritter zu; die Schwerter blitzten im Dunkeln, der Diener floh, der Ritter hielt Elisabeth; an seinem Panzer prallte Ulrich's Schwert machtlos ab, aber ihn traf das des Ritters in die Seite, er wankte — noch knieend hielt er Stand; da kamen die andern Baubrüder, kamen auch die Knappen; Erwin hatte sich des ledigen Pferdes des Ritters bemächtigt und war nach Nürnberg gejagt Hilfe zu holen; sie kam schnell, da das Häuschen nur eine Viertelstunde von der Stadt.

Indeß währte das Getümmel und Gewirre fort — vergeblich hatte der Ritter versucht Elisabeth mitzuschleppen; der knieende Ulrich hatte ihn in die Hand gehauen, daß er sie lassen mußte. Da die Bewaffneten aus der Stadt kamen, schwang sich der Ritter auf das Pferd eines im Kampf gestürzten Knappen, und es gelang ihm mit den andern zu entfliehen. Der Knappe, ein Steinmetzgeselle und Ulrich lagen für todt am Boden; Elisabeth war zurück in die Hütte geeilt, nicht um sich zu retten, sondern um Wasser und Linnen und die Frau, welche sie bewohnte, zu holen den Verwundeten beizustehen. Die Frau folgte ihr mit Jammergeschrei; Elisabeth sagte verweisend: „Das nützt nichts — helft!" und neigte sich über den regungslosen Ulrich. Jetzt erst erkannte sie ihn, da ein Kienspan, den die Alte mitgebracht, ihn beleuchtete. Jetzt erst überrieselten sie kalte Schauer, jetzt erst war es mit ihrer Kraft vorbei. „Todt! für mich!" hauchte sie verzweiflungsvoll. Er schlug die Augen auf, und es war, als entströme ihnen ein verklärender Strahl, dann schloß er sie wieder, um seine Lippen zuckte der Schmerz — vielleicht war es zum letztenmale.

Indeß hatten die Baubrüder und die herbeigeholten Stadtmilizen aus Stangen, die sie an der Hütte fanden, und Aesten, die sie im Walde brachen, Tragbahren bereitet und die drei Verwundeten darauf gelegt. Jetzt kam

auch Herr Scheurl, von dem Diener benachrichtigt, mit zahlreicher Begleitung und einer Sänfte für seine Gemahlin.

Als sie im Hause angekommen und er eine Erklärung von ihr forderte, konnte sie ihm keine andere geben, als daß gegen Abend ein Knabe zu ihr gekommen, den ihre ehemalige Amme, die jene Hütte mit einer ihr verwandten Holzhauerfamilie theile, schon oft als Boten zu ihr geschickt, um ihr zu sagen, daß die kranke Amme nicht ersterben könne, wenn sie nicht noch einmal sie gesehen. Sie sei darum mit dem Diener dahin gegangen, indeß ihr Gemahl nicht dagewesen. Die Amme war noch am Leben, aber nicht bei Bewußtsein, in der Hütte Niemand zu Hause als die alte Frau. Vergeblich habe sie lange gewartet, ob der Amme nicht ein lichter Augenblick komme, und dann sei sie endlich gegangen, da sie die Nacht gefürchtet. Der Ritter, der sich zu ihr gedrängt, habe das Visir geschlossen gehabt, sie könne nicht wissen, wer es gewesen.

Daß sie in ihm Eberhard von Streitberg erkannt, verschwieg sie ebenso, wie sie den Vorfall auf der Hallerwiese verschwiegen, und bat ihren Gemahl um ihres Rufes willen die Geschichte nicht erst vor den Rath zu bringen und zu einer Untersuchung, die doch zu Nichts führe, da die Nürnberger ja keinen hängen, den sie nicht

hätten; zu den Verwundeten aber solle er den besten Bader schicken und ihnen auf seine Kosten die beste Pflege angedeihen lassen, oder wenn sie stürben — sie schauderte bei dem Gedanken — das beste Begräbniß.

Für sich allein sann sie weiter nach, welch' ein Netz von Verrätherei sie umspinne. Dies Ereigniß hatte etwa vier Wochen später stattgefunden als ihr Besuch bei dem Goldschmied Dürer. Drei Wochen nach diesem war der Meister bestürzt zu ihr gekommen und hatte ihr erzählt, wie Tags vorher nicht jene alte Frau, sondern ein Knappe mit geschlossenem Visir zu ihm gekommen und die Nadel verlangt habe. Er sei wohl vorbereitet gewesen eine alte Frau festzunehmen, aber nicht einen geharnischten Mann. Dennoch habe er ihm kurz und rund erklärt, daß er die Nadel niemals machen werde, da man ihn belogen und die Besitzerin sie nie verloren habe. Da der Knappe sein Schwert gezogen, habe er nach Hilfe geschrien, aber ehe sie gekommen, sei Jener fort gewesen, nachdem er Vieles in seiner Werkstatt zertrümmert. Meister Dürer kannte den Knappen so wenig wie jene Frau; mit der Beschreibung derselben stellte aber Elisabeth jetzt Vergleichungen an, und der Gedanke gewann Wahrscheinlichkeit, daß jene alte Frau in der Goldschmiedswerkstatt und in der Hütte dieselbe gewesen. Dennoch suchte sie vergeblich in diesen Ränken, welche

offenbar nur gegen sie geschmiedet waren, einen Zusammenhang zu erblicken.

Kaum grübelte sie auch mehr darüber, als sie sich mit den Gedanken quälte, daß ihretwegen Blut geflossen, daß man sich um ihretwillen geschlagen, wohl gar gemordet!

Bald erfuhr sie, daß der Knappe wirklich todt sei. Das ertrug sie noch am leichtesten, denn er war einmal in die Hand der Nürnberger gefallen, und als ein Angreifer und Friedensbrecher wäre er entschieden gehangen worden, ja man würde ihm schon aus Rache, um dem verhaßten Raubadel wenigstens in seinen Dienern und Helfershelfern ein drohendes Beispiel zu geben, den höchsten Platz am Galgen angewiesen haben. Und wenn er nicht gleich gestanden, wer sein Herr gewesen und Alles was er wußte, so würde man ihn in den Marterkammern unterm Rathhaus „in der Güte befragt haben", wie die Redensart hieß, hinter der sich die Anwendung der gräulichsten Marterwerkzeuge von den Händen der Folterknechte versteckte. So war es ein Glück für den Knappen, daß er nur todt in die Hände der Sieger gefallen war.

Aber die Baubrüder, die nur die Beschützer einer wehrlosen Frau gewesen? Für sie sandte Elisabeth heiße Gebete zum Himmel empor, da sie hörte, daß sie noch lebten, aber schwer an ihren Wunden darniederlagen.

War es doch derselbe Steinmetzgeselle, der sie schon einmal vertheidigt — derselbe, der schon einmal ihre Aufmerksamkeit erregte und doch ihre Rose verschmähte. Zum zweitenmale war er ihr Retter geworden, hatte sie zum zweitenmale mit Gefahr seines Lebens beschützt. Wie eine Beschämung lastete das auf ihr, doppelt, da er das erstemal vielleicht den Ritter gekannt, und sie überhaupt es seiner Verschwiegenheit dankte, daß von diesem Vorfall Nichts in der Stadt herum gekommen. Sie ahnte nicht, wie viel sie ihm zu danken hatte — aber schon das, was sie erkannte, drückte sie wie eine Last! —

Zwölftes Capitel.

Eine Jüdin.

Es war ein wüstes Durcheinander in dem Gemach, in dem Rachel, das Judenmädchen, einige Ordnung herzustellen suchte. Große Kisten und Laden waren übereinander gehäuft, einige von ihnen geöffnet und halb ausgepackt; kostbare Stoffe und Pelze quollen daraus hervor. Rachel stäubte sie aus, um sie vor Insekten zu sichern oder auch davon zu befreien, je nachdem es sich nöthig zeigte. Zuweilen hielt sie bei dem Geschäft inne und lauschte durch die angelehnte Thür in ein zweites, ziemlich leeres und armselig eingerichtetes Gemach, das mit den hier aufgehäuften Schätzen auffallend contrastirte. Aus diesem führte eine zweite, jetzt verschlossene Thür hinaus auf die Treppe, und Rachel wollte nur nicht verhören, wenn Jemand komme und klopfe.

Jetzt hörte sie draußen schlärfende Schritte die Stiege

heran — es waren die ihres Vaters; da brauchte sie nicht zu öffnen, denn er wußte draußen den verborgenen Winkel, wo die abgeschraubte Klinke zu dem Thürschloß lag, das ohne dieselbe nur von innen geöffnet werden konnte. Sie hörte ihn danach suchen, dabei gewohnte Flüche murmelnd, endlich öffnete sich die Thür.

Der Jude Ezechiel war ein Mann von mittlerer Größe, dabei hager und von geschmeidigem Wesen. Der Typus seiner Gesichtszüge war entschieden orientalisch, eine große hervorragende Nase über einem vorstehenden Mund, den ein grauschwarzer Bart umwallte. Dürftiger war das Haupthaar, aber die Augenbrauen buschig, ein listig lauerndes Augenpaar beschattend. Er trug einen schwarzbraunen, bis auf die Füße reichenden Talar, eine buntstreifige Schärpe um den Leib und an dem linken Aermel die von dem Nürnberger Rath für Männer wie Frauen israelitischer Abkunft gleicherweise vorgeschriebenen drei gelben Streifen.

Die Furchen seiner Stirn erschienen heute noch einmal so tief als gewöhnlich und prophezeiten nichts Gutes. Da er eintrat, herrschte er Rachel zu: „Geh' hinein und bleib drinnen bei Deiner Arbeit, aber mache dabei kein Geräusch, damit nicht merkt die alte Jacobea, daß Jemand drinnen. Sie kann Dich einmal nicht leiden.

Geh' hinein, denn sie folgt mir auf dem Fuße und wird gleich da sein."

„Nun," sagte Rachel, „ich kann sie auch nicht leiden, und es hat uns auch noch kein Glück gebracht, daß Ihr Euch mit ihr eingelassen."

„Still, rede nicht von Dingen, die Du nicht verstehst; geh' hinein, sag' ich!" rief der Jude leise aber drohend, und Rachel gehorchte. Sie ging wieder in das zweite große Gemach und schloß die Thür hinter sich, aber sie dachte nicht daran, wieder an die vorige Arbeit zu gehen, sondern lehnte sich lauschend an die Thür, um kein Wort von dem zu verlieren, was die alte Jacobea drinnen mit ihrem Vater sprechen würde.

Als diese eintrat, rief sie: „Es ist Alles verunglückt, und war Alles so schön gegangen! Alle waren abwesend, mein Sohn wie seine Frau und der große Bube, um vor heute nicht wieder zu kommen. Die alte Marthe, die Amme der Frau Scheurlin, kam durch das Pulver, das ich ihr in den Brei gerührt, in einen Zustand, daß sie Nichts von sich wußte und irre redete; da konnt' ich getrost den kleinen Buben gegen Abend zur Stadt schicken, der Scheurlin melden zu lassen, daß die Amme in Todesnöthen nach ihr verlange. Wie klug sich auch die Scheurlin dünken mag, sie ging glücklich in die Falle und brachte nur einen einzigen Diener mit. Wohl eine

Stunde saß sie da bei der Irreredenden, bis es dunkel war; ich sagte erst, sie solle warten, bis mein Sohn käme, der sie mit heimgeleiten könne. Aber sie wollte nicht, und wie sie hinausging, lauerte draußen schon der Ritter und ich hatte die Widerspänstige glücklich in seine Arme geliefert. Da hör' ich draußen noch andere Stimmen als die ihrige schreien — ein ganzer Trupp Baubrüder kämpft mit dem Ritter und den Knappen, dann kamen gar Bewaffnete aus der Stadt; es hat Leichen und Verwundete auf dem Platz gegeben — der Ritter ist nur verwundet, aber ohne Beute entkommen. Den Nürnberger Rath fürcht' ich nicht, noch weniger das Gericht des Burggrafen, denn ich habe meine Sache zu klug angefangen, kein Verdacht kann mich treffen — aber den Ritter und seine Kumpane werd' ich nun auf dem Halse haben."

„Mißlungen!" rief der Jude; „zum zweitenmale mißlungen — und durch Euch!"

„Hoho!" rief die Alte; „durch Euch oder Eure Sippe! Verrathen worden ist's! Was haben die Steinmetzen da draußen zu suchen? im Leben habe ich nicht so viele beisammen dort im Walde gesehen! Sind doch dieselben Beiden mit dabei gewesen, die den Streitberg schon auf der Hallerwiese angefallen und denen er's dankt, daß der König selbst ihn aus Nürnberg verwiesen. Der Ritter hat geschworen sich dafür zu rächen, und nun hat

er hoffentlich wenigstens dem Einen den Garaus gemacht!“

Mit verhaltenem Odem hörte Rachel dies Alles! Trotz ihrer Jugend war sie doch durch den Druck, unter welchem sie lebte, der sowohl auf ihr durch ihre nächste Umgebung als durch den Fluch lastete, der auf allen Juden ruhete, so daran gewöhnt sich selbst zu beherrschen, daß sich ihrer bis zum Ersticken geängsteten Brust kein Laut entrang, noch daß sie der Versuchung unterlag, die Thür zu öffnen und selbst zu fragen: Welcher ist der Todte?

Und sie war seine Mörderin! sagte sie sich verzweiflungsvoll. Das hatte sie nicht gedacht. Warnen hatte sie Ulrich wollen vor seinem mächtigen tückischen Feind und vor dem bösen Leumund, der ihm drohte — und weil er ihrer Warnung nicht achtete, sowohl um dieser Nachdruck zu geben als auch aus Mitleid mit der schönen Frau, der ein so schmähliges Schicksal drohte, hatte sie ihm davon gesagt. Sie meinte nicht anders, als daß Ulrich sie vorher warnen werde, der drohenden Gefahr sich auszusetzen, und konnte weder beurtheilen, daß er dies unterlassen werde, besonders weil er es noch bezweifelte, noch daß er erst bereit sein würde der wirklichen Gefahr gegenüber sie mit seinem eigenen Leben zu beschützen. War er oder Hieronymus todt, so kam sein

Blut über sie; aber sie konnte es nicht ändern, daß zu den Vorwürfen ihres Gewissens auch der Jammer des Herzens kam, wenn Ulrich das Opfer war. Und schon leuchtete die Anklage des Verrathes gegen sie durch die Worte der Alten hindurch; aber was sonst Rachel schon in namenlose Angst versetzt hätte vor den Vorwürfen und Strafen der Ihrigen, versank jetzt vor den Schrecken und der Qual, die ihr die Todesnachricht verursachte.

„Nun, so ist er ihn ja los," sagte der Jude gleichgültig; „aber wenn Ihr versteht zu schweigen, so ist ja auch weiter Nichts dabei, als daß wir sind betrogen um den Lohn und haben gemacht ein schlechtes Geschäft, statt daß wir gemeint haben zu machen ein gutes. Wird wohl dem Ritter vergehen sich hier noch länger umherzutreiben, wenn er sieht, daß die feinen Nürnbergerinnen nicht gleich für Jeden sind zu haben."

„Der läßt keinen Schimpf auf sich sitzen!" rief die Alte. „Wird ihm kaum Recht sein, daß der Ulrich von Straßburg ehrlich auf der Landstraße gestorben! Dem, der ihm beim Könige den Schimpf bereitet, dem schwor er einen noch größern anzuthun; nun ist er gestorben, ehe er ihn gebrandmarkt hat, denn das wär' uns gelungen und wenn auch Alles sonst mißlänge."

„Sollt' ich nicht meinen," begann der Jude, „müßte Euch nicht sonderlich lieb sein, wenn man hier in Nürn-

berg auch anfinge von Hexen zu reden; hat mir neulich Einer aus Costnitz erzählt, daß daselbst sind viele Frauen verbrannt worden, die vielleicht auch nicht mehr gethan, denn —“ er verschluckte das: „Ihr“, welches folgen sollte, und sagte statt dessen: „denn Trunke gebraut und Zaubersprüchlein im Munde geführt.“

Die Alte wollte auf's Neue auffahren, als es draußen klopfte. „Ihr thut wohl besser jetzt zu gehen,“ sagte er; „geschehene Dinge sind nicht zu ändern, und man muß sie nur betrachten, wenn man noch Nutzen aus ihnen ziehen kann.“

„Wir werden wohl noch von einander hören!“ sagte Jacobea, und zog ihr dunkles Kopftuch fester zusammen, so daß nur ein schmaler Streifen von ihrem Gesicht zu sehen war. So drückte sie sich zur Thür hinaus, durch welche ein anderer Jude trat, einen großen Kasten auf dem Rücken, den er mit Waaren aus dem Lager Ezechiel's zu füllen gedachte. Er gehörte zu den vertrauten Geschäftsfreunden, welche auch Eintritt in das zweite Gemach hatten und die darin aufgehäuften Schätze besichtigen konnten.

Unter den Juden Nürnbergs, obwohl sie nur auf einen besondern Stadttheil beschränkt und durch strenge Verordnungen von der übrigen Bevölkerung geschieden waren, gab es doch auch besitzende, reiche Leute, welche

dennoch in unermüdlicher Thätigkeit beflissen waren, das schon Erworbene immerfort zu mehren, ohne doch jemals einen wirklichen Genuß von dem Gewinn zu haben, denn derselbe mußte, um gesichert zu sein vor fremden, besonders christlichen Augen, durch Verborgenheit gehütet werden. Denn immer ward den Juden, „des Reichs Kammerknechten", Alles mißgönnt; sie mußten größere Abgaben geben als alle Andern, ja es war schon da und dort vorgekommen, daß sie eine Auflage ganz allein hatten bezahlen und bei manchem Unglück Schadenersatz hatten leisten müssen, wenn dabei auch ein Zusammenhang mit ihrer Schuld noch so gesucht erschien.

Ezechiel gehörte zu diesen reichen Juden, und wie tiefe Verachtung man ihm auch öffentlich zeigte, es gab doch Christen genug, die in der Stille ihre Zuflucht zu ihm nahmen und seine Verschwiegenheit mit hohen Procenten erkauften. Vielen war er eine unentbehrliche Person. Er lieh Geld gegen Zinsen und verlieh ebenso auf Kleidungsstücke und Kostbarkeiten. Viele derselben blieben als ungelöste Pfänder in seinem Besitz und lieferten ihm zugleich ein Waarenlager für einen ansehnlichen Trödlerkram. Eine bedeutende Verstärkung erhielt dieser jedoch oft durch ein zwar einträgliches, aber ziemlich anstößiges Geschäft. Er zog nämlich meist in Begleitung seiner Tochter oder seines Sohnes Benjamin trödelnd in der Umgegend

umher; aber gewöhnlich kam er mit gefüllterem Sack zurück, als mit dem er ausgezogen, und war doch gar wohl mit seinem Handel zufrieden. Während die großen Kaufleute von Nürnberg ihre Waaren meist nur mit großer Bedeckung von Reisigen weiter in's Land zu führen wagten, da die Raubritter und Wegelagerer jetzt ihr Wesen ungescheuter denn jemals trieben, besonders in den nahen Reichsforsten und oft bis unter die Mauern der Burg, wandelte der Jude mit seinen Kindern einsam, aber sicher, trotz den oft reichen Schätzen, die sie bei sich trugen. Das doppelte Räthsel lös't sich leicht: Wo jene die Stehler machten, war er der Hehler. Oder wenn man das nicht sagen kann, da die Raubritter ihr Wesen so ungescheut trieben, daß sie gar keines Hehlers bedurften, sondern mit frecher Hand nur nach dem rohen Recht des Stärkeren räuberisch an sich rissen, was den schwächer bewahrten Handelsleuten abzunehmen war, ihrer Beute oft noch sich rühmend: so war diese doch oft der Art, daß sie für ihre Verhältnisse selbst nicht immer brauchbar erschien — da war denn in diesen Räuberhöhlen, welche den stolzen Namen Schlösser führten, der Jude Ezechiel eine sehr willkommene Erscheinung. Von ihm erhielt man für diese unnützen Waaren nützlichere und dem augenblicklichen Bedürfniß entsprechende nach freier Auswahl, oder baares Geld, und der Jude wußte dabei den Han-

del immer zu seinem Vortheil zu lenken, wenn er dabei auch immer jammerte und klagte, als habe er nichts als Verlust davon. Aber damit allein waren die Geschäfte des Juden noch nicht erschöpft. Da eben Leute aus allerlei Volk zu ihm ihre Zuflucht nahmen, so war er auch von tausend Dingen unterrichtet, die in den stolzesten Patrizierhäusern wie in den verdächtigsten Schlupfwinkeln der niedrigsten Klasse vor sich gingen und andern Blicken sich verhüllten, und darum wußte er in tausend Stücken Rath, den er sich so gut wie seinen Trödlerkram bezahlen ließ.

So, als er auf das Schloß des Ritters von Weyspriach kurz nach der Abreise des Königs Max gekommen, auf dem der aus Nürnberg verwiesene Eberhard von Streitberg einstweilen ein Asyl gesucht, um von da aus seine Ziele zu erreichen, erhielt der Jude von den Rittern den Auftrag auszukundschaften, welcher Goldschmied Nürnbergs die Rose gearbeitet, welche der König der Scheurlin geschenkt. Er sollte eine ganz gleiche danach anfertigen lassen. Da der Jude erfuhr, daß Meister Albrecht Dürer der Verfertiger war, ein Mann, der sich weder durch Bestechung noch Drohung zu einer unredlichen Handlung verleiten ließ, und der sich um keinen Preis in ein Geschäft mit einem Juden würde eingelassen haben, so kam er darauf, durch die alte Jacobea, welche er zu ihm sandte, zu seinem Ziel zu gelangen.

An dem Gastmahl in Nürnberg, an welchem der Ritter von Weyspriach die gehässigen Gesinnungen kennen lernte, welche die Hallerin gegen die Scheurlin hegte, hatte er von dieser im Interesse seines Freundes Streitberg mehr zu erfahren und sie mit zu seiner Bundesgenossin zu machen gesucht. Bei ihren späteren Wiedersehen war zwischen ihnen ein Plan verabredet worden, eine von Streitberg mit der Scheurlin gewünschte Zusammenkunft zu veranstalten. Wie sehr auch die Hallerin wünschte, die beneidete und darum verhaßte Feindin zu demüthigen, so wollte sie sich doch erst lange nicht zu einer Vermittlerin hergeben, obwohl Weyspriach nichts von ihr verlangte, als daß sie Elisabeth mit andern Gästen zu sich lade und sie dann in ein abgelegenes Gemach locke, in dem ein von ihr verschmähter Liebhaber — der Ritter nannte absichtlich keinen Namen — sie ungestört treffen könne. Nur um einen Preis war sie bereit das zu thun: wenn sie eine, derjenigen Elisabeth's ganz gleiche Nadel erhalte, die sie nun, wo der König fort war, auch als ein Geschenk seiner Huld ausgeben, dadurch Elisabeth demüthigen und sich an ihr rächen könne — ja die Hallerin bestand etschieden darauf, nicht früher ihre hilfreiche Hand zu bieten, bis sie in den Besitz der Nadel gesetzt worden.

Doppelt ungelegen war es darum den Rittern,

durch die Antwort des Goldschmieds sich so hingehalten zu sehen. Als endlich die drei Wochen vorüber waren, sandten sie nächtlicher Weile ein paar ihrer Knappen mit der für die Nadel geforderten Summe zu Meister Dürer, und der Knappe mußte froh sein mit einer abschlägigen Antwort davon zu kommen.

Nun war die Hilfe der Hallerin verwirkt — ja man mußte noch froh sein, wenn sie in ihrem Aerger nicht plauderte und den Ritter, der ihr durch ein Versprechen Hoffnungen erregt, die er nicht erfüllen konnte, in seinem Vorhaben zu stören suchte. Doch erhielt sie die Furcht, durch eine Mittheilung zum Nachtheil des Ritters zugleich sich selbst zu schaden, bei dem Vorsatz des Schweigens; aber sie hoffte, daß sich eine Gelegenheit finden werde dem Ritter zu zeigen, daß man eine Nürnberger Patrizierin nicht ungestraft hintergehe, und wartete auf dieselbe. Vergessen würde sie die Täuschung nie.

Indeß hatte Weyspriach wenig Neigung, für Eberhard von Streitberg noch fernere Schritte zu thun, und verwies diesen allein auf die Hilfe des Juden, als dieser wieder mit seiner Tochter auf seinem Hausirergange in das Schloß kam. Er schlug die alte Jacobea als Bundesgenossin vor, die mit Elisabeth's Amme in einem Hause wohnte; aber man wollte dem Juden nicht allein trauen und behielt ihn so lange bei sich, bis Rachel nach

Jacobea gesandt mit dieser zurückkam. So verhandelte man in der Gegenwart des Mädchens, das man seiner stillen Weise nach beinah' nicht anders wie ein einfältiges, dem Vater blind gehorsames Kind betrachtete. Ja noch mehr! Streitberg, der schon in Nürnberg doch so viel über die beiden Baubrüder erkundet hatte, um ihre Namen zu wissen, forderte sowohl von dem Juden als von Jacobea Rath und Mittel sich an ihnen zu rächen. Wie hätte ein Eberhard von Streitberg je den Schimpf mögen auf sich sitzen lassen, sich sein Schwert von den Händen eines Steinmetzen entwinden zu sehen — eines Menschen also, der von Früh bis Abends mit diesen Händen arbeitete und unter strengen Regeln sein Leben verbrachte, indeß er, der stolze Ritter, der jede Arbeit, auch wenn sie dem Dienste der erhabensten Kunst galt, tief gering achtete und mit roher Willkür auf den Landstrassen raubte, was er brauchte, wenn einmal ein beutereiches Kriegerleben sich ihm nicht gleich nach Wunsche bot — er, der in unzähligen Turnieren den ebenbürtigen Gegner aus dem Sattel gehoben und mit verwegenem Muthe bei kecken Abenteuern so gut wie in wilder Schlacht Heldenthaten verrichtet!

Mit der kecken Zuversicht, die ihm immer eigen, hatte er danach von König Max sein Schwert zurückgefordert und wider die Baubrüder geklagt, die ihn in

der Mehrzahl auf der Hallerwiese überfallen und ihm unter frechen Scherz- und Schimpfworten sein Schwert entrissen. Aber er hatte dabei nicht bedacht, daß der König selbst ein Baubruder war und den Worten freier Steinmetzen mehr Vertrauen schenkte als einem Ritterwort; noch weniger wußte er, daß Elisabeth schon vor allen Frauen Nürnbergs vor den Augen des Königs Gnade gefunden. So hatte er erst nur die königliche Antwort erhalten, daß die Sache untersucht werden solle, um darauf den noch größern Schimpf zu erleben, daß ihm der König sein Schwert zwar wieder sandte, aber mit der Bemerkung, daß er es nur außerhalb der Stadt tragen dürfe, und mit der Verweisung aus derselben und der Drohung, daß er, falls er nicht gehorche, als ein Friedensbrecher dem Gefängniß und Gericht der Stadt werde überantwortet werden. Wie sehr Streitberg auch wüthen mochte: es blieb ihm nichts übrig als zu gehorchen, und er mußte noch froh sein, daß er doch keinen öffentlichen Schimpf erleben, sondern sich den Anschein geben durfte, als riefe ein Geschäft ihn fort.

Er zog sich indeß auf Weyspriach's Veste zurück, und ward immer mehr von Zorn erfüllt, als er vernahm, wie der König Elisabeth auszeichnete, bei deren Anblick seine ganze alte Leidenschaft für sie wieder erwacht war.

Eberhard von Streitberg war eine jener ungebän-

digten Naturen voll roher Kraft und starker Gefühle, ohne den Willen dieselben jemals zu zügeln, da er ohne sittliche Grundsätze war. Seine feurige Leidenschaftlichkeit und die augenblickliche Wahrheit seiner Empfindungen machte sein Glück bei liebebedürftigen und gefühlvollen Frauen, die von seiner äußern ritterlichen Erscheinung und einzelnen heroischen Eigenschaften seines Charakters bestochen, ohne denselben näher prüfen zu können, in ihm das Ideal eines Helden fanden. So hatte er früh das Herz des Edelfräuleins Helene von Heideck gewonnen und sie als seine Gattin heimgeführt. Aber bald ward er ihrer überdrüßig, und nur um wieder frei leben zu können, nahm er Kriegsdienste und abenteuerte in allen Ländern umher. So kam er nach Venedig, wo er Elisabeth Behaim kennen lernte und mit leidenschaftlicher Gluth sich an sie hing. Er erkannte ihren sittlichen Werth hinlänglich, um zu wissen, daß sie allen Verführungskünsten eines Mannes widerstehen werde, auf dessen Herz ein anderes Wesen frühere Rechte habe, und so verläugnete er dieses. Ja, als er sich mit Elisabeth verlobte, leitete ihn vielleicht auch die Hoffnung, seine verlassen hinsiechende Gattin könne sterben, oder der einmal begonnene Betrug sich weiter fortsetzen lassen. So verbrachte er ein Jahr fern von Elisabeth und der Heimath, bis ihn seine Leidenschaft in die Nähe Nürnbergs trieb und er nur daran dachte, Elisabeth an sich zu reißen, zu entführen, gleichviel was

daraus entstehe. Da ward sein Plan vernichtet, ohne daß er sie wiedergesehen. So verließ er auf's Neue die unglückliche Gattin und zog weit fort in's heilige Land, um sich bei minder zurückhaltenden Schönen für Elisabeth's Verlust zu trösten. Dennoch konnte er sie nie ganz vergessen, eben weil er sie nie besaß. Als er darum mit Weyspriach aus Palästina zurückgekehrt erfuhr, daß König Max nach Nürnberg komme, schloß er sich dem Gefolge des Markgrafen Friedrich von Brandenburg an. Er durfte Elisabeth nun wiedersehen in ihrer ganzen Schönheit, die, wenn er sie mit ihrer jugendlicheren Erscheinung von einst verglich, nur die Veränderung erfahren, daß sie eine üppig blühendere geworden war, und daß an die Stelle einer schwärmerischen Sinnigkeit in ihrem Angesicht der Stempel stolzen Selbstbewußtseins und geistiger Hoheit getreten, um an sich zu erfahren, daß sie den ganzen alten Zauberbann auf ihn übe. Um so mehr verdroß es ihn, daß sie sein Vorbeireiten unter ihrem Chörlein gar nicht bemerkte, und da er auch inzwischen nicht erfahren, was aus ihr geworden, so wendete er sich mit der Frage danach an Markgraf Friedrich, und war frech genug, wie er von ihrer Verheirathung hörte, sich zu rühmen, daß er einst ihre Gunst besessen.

Auf der Hallerwiese wollte er die frühern Rechte auf sie geltend machen, dachte er durch die Sprache sei-

ner Leidenschaft Versöhnung und Erhörung zu finden; denn er meinte, Elisabeth habe indeß wohl genug das Leben kennen gelernt, um überspannten Begriffen von Liebe, Pflicht und Treue entsagt zu haben, um so mehr, als er erfuhr, daß sie dem ältern Gatten wohl nur aus kindlichem Gehorsam oder seines Reichthums und Ansehens wegen ihre Hand gegeben — ja sein Egoismus zog daraus den für sich günstigen Schluß, daß sie wie ihn wohl nie wieder geliebt, und er sich darum nur zu zeigen brauche, um die alten Gefühle wieder zu erwecken. Da nahm dies erste Wiedersehen für ihn einen so schimpflichen Ausgang.

Nun lechzte die entflammte Leidenschaft nach einer Gewaltthat und nach Rache an den Baubrüdern.

Unbeachtet von Allen, war Rachel mit gegenwärtig in einen Winkel an der Thür kauernd, scheinbar vor Müdigkeit eingeschlafen, als ihr Vater, Jacobea und der Ritter von Streitberg den Plan zur Entführung Elisabeth's entwarfen. Daran knüpfte sich die andere Frage, wie die Baubrüder zu bestrafen, wie sie es empfinden sollten, daß ein Ritter nicht ungerächt sich beleidigen lasse.

Der Adel, der durchaus keinen Kunstsinn besaß und überhaupt keiner Begeisterung für das Ideal fähig war und jedes höheren Aufschwunges baar, der über die einseitigen Begriffe von Ritterehre und Standeswürde hinaus-

reichte, mit der es sich ganz wohl vertrug, fleißige Bürger zu berauben und ehrsame Frauen zu entführen, wenn es nur mit der nöthigen Frechheit, welche man Kühnheit nannte, geschah — dieser Adel haßte die Baubrüderschaften oder verachtete sie doch, wie er Alles verachtete, was nicht vor der feudalen Herrlichkeit sich beugte. Dieser Adel war bei seinen Bauten mehr auf sicheres und festes Wohnen als auf Schönheit bedacht. Vorüber war auch bei ihm jener fromme und gläubige Sinn, der in früheren Zeiten wohl Fürsten und Herren vermocht hatte, bei einer gelungenen Unternehmung Kirchen oder Kapellen oder Klöster zu stiften, vorüber die ganze religiöse Begeisterung, die in den Kreuzzügen und unzähligen Gelübden zu kirchlichen Zwecken sich offenbarte: das alte, zu seiner Zeit edle und begeisterte Ritterthum war im Absterben und hatte nur einer Art von Raufboldthum und beispielloser Verwilderung der Sitten Platz gemacht. Im Gegensatz dazu war das Bürgerthum in würdiger Haltung, besonders in den freien Reichsstädten emporgeblüht, und man setzte in ihm, besonders in Nürnberg eine Ehre darein, die Kunst zu pflegen und zu beschützen. Es war vielmehr Begeisterung für die Kunst an sich, wenn man will, auch Ehren- und Modesache, daß die Nürnberger Patrizier förmlich mit einander wetteiferten, Stiftungen, wenn nicht zu neuen Kirchen selbst, doch

zu den Verschönerungen der alten zu machen. Der Adel blickte verächtlich auf dies schöne Kunststreben, und wenn König Max in vielen Beziehungen als ritterlicher Held ihren Hoffnungen gerecht war, so war ihnen doch sein Sinn für Kunst und Wissenschaft eine sehr überflüssige Beigabe. Daß er selbst freier Maurer geworden und mit den Baubrüdern als mit Seinesgleichen verkehrte, konnten sie ihm vollends nicht vergeben. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätten sie wohl versuchen mögen, die Genossenschaft freier Maurer, die sich nach eigenen Gesetzen regieren durfte, als eine gemeinschädliche Verbindung zu verdächtigen; aber so wie die Sachen standen, konnten sie nur versuchen, sich an dem Einzelnen zu rächen. —

„Laßt uns nur machen," sagte Jacobea und nickte dem Juden zu, da diese Frage aufgeworfen ward. „Ich weiß, daß die Steinmetzen sehr streng auf ehrliches Herkommen und auf sittenreinen Wandel halten, strenger als Mönche und Geistliche, die es damit nicht gar zu genau nehmen — können wir dem blonden Hieronymus und dem Ulrich von Straßburg nachsagen, daß sie mit Frauenzimmern zusammen zu kommen pflegen und daß sie von zweifelhafter Herkunft sind, so werden sie mit Schimpf und Schande aus der Genossenschaft verwiesen."

„Das ist ein guter Rath!" sagte Streitberg; „in Straßburg hat es ja Hexen gegeben — wer weiß, gelingt es nicht ihn zu einem Hexensohn zu stempeln!" —

Das war die Unterredung, welche Rachel mit angehört und welche sie vermocht hatte, die Baubrüder aufzusuchen und zu warnen.

Rachel war trotz der Umgebung, in der sie aufgewachsen und die sich wahrlich weniger durch eigene Schuld als durch die barbarischen Christen in einem ununterbrochenen heimlichen Krieg gegen dieselben befand, dem kein Hilfsmittel zu schlecht war, mit einem weichen Gefühl und zartem Gewissen begabt, das offenbare Schlechtigkeiten als solche empfand und vor ihrer Vollziehung schauderte. Gleichwohl war sie eine zu gehorsame Tochter und erkannte in ihrem Vater das würdige Oberhaupt der Familie, dem sie blinden Gehorsam schuldig war. So kam sie in fortwährende Conflikte, in denen sie sich oft nur durch etwas wie Instinkt einer unverdorbenen weiblichen Natur für das Eine oder Andere entschied. So war es hier gewesen. Der Baubruder Ulrich, der ihr die Rose zugeworfen, der dann sie freundlich „liebes Kind“ genannt, war zum Abgott ihres Herzens geworden; es mochte geschehen was da wolle — ihn mußte sie warnen. Und warum nicht durch ihn auch die schöne Frau, der er hilfreich beigestanden? Rachel's ganzes mädchenhafte Gefühl sträubte sich dagegen, ein Weib in die Gewalt eines rohen Mannes fallen zu lassen! Wenn sie diese Bubenstücke zu hintertreiben suchte, so konnte sie es

auf keine andere Weise als die geschehene versuchen — durfte weder ihren Vater noch andere Betheiligte angeben, wenn sie nicht selbst sich verrathen und dadurch die Möglichkeit abschneiden wollte, künftig noch Aehnliches zu verhüten.

Und nun hörte sie, daß Ulrich erschlagen, nun war sie es selbst, die ihn dem Tod entgegengesandt!

Sie durfte auch jetzt sich durch kein Wort verrathen — aber selbst wenn der Fluch des Vaters sie träfe, welcher Fluch konnte denn sie mehr entsetzen als das Blut des Baubruders, das über sie kam? —

Ende des ersten Bandes.

Prag, Druck von Jarosl. Pospišil.

Otto-Peters, Louise,

Nürnberg culturhistorischer Roman

Bd.: 1

Prag 1859